

dlv

Heinz Böhm

Wer
schuldig wird
auf Erden ...

clv

Christliche
Literatur-Verbreitung e.V.
Postfach 110135 • 33661 Bielefeld

1. Auflage der Taschenbuchausgabe 1997

© 1997 by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung

Postfach 110135 · 33661 Bielefeld

Umschlag: Dieter Otten, Gummersbach

Satz: Enns Schrift & Bild, Bielefeld

Druck und Bindung: Ebner Ulm

ISBN 3-89397-790-2

Kapitel 1

Bahnsteige haben etwas mit Friedhöfen gemeinsam. Auf beiden wird Abschied genommen, und Bande zwischen Menschen werden durchschnitten; an dem einen Ort endgültig, an dem andern auf Zeit.

Roland Seeger, jung, erfolgreich im Beruf, und, was seine Zukunft anbetraf, der Sonne zugewandt, empfand angesichts des tristen, nebelverhangenen Bahnhofsgeländes den ganzen Druck negativer, nach unten ziehender Gedanken. Gewiß, auch Szenen überschäumender Lebensfreude spielten sich auf Bahnsteigen ab, jedoch lag meistens der Abschied schon eingewickelt in den Umarmungen und dem kurzen Glück der Begegnung. Abschied – war das nicht die dunkle Folie über jeder Begegnung, jedem Gruß?

Der junge Mann sah sich auf dem Bahnsteig um, aber vergeblich – ihn erwartete niemand. Er warf einen Blick auf seine Uhr, dann ging er über den gesprungenen Betonboden auf den Ausgang des Bahnhofgebäudes zu.

Ein älterer Beamter pfiff ab, und Roland Seegers Blicke folgten dem davonrollenden Zug, bis die roten Schlußlichter in dem grauen Nebelfeld verschwunden waren. In der hohen Bahnhofshalle, deren schmutzig gelbe Wände mit Werbeplakaten tapeziert waren, hockten einige Ausländer auf ihren Gepäckstücken und musterten den elegant gekleideten jungen Mann. In seinem Gesicht war nichts als Langeweile und Verdruß zu lesen.

Er stieß die Tür nach draußen auf und trat auf den Bahnhofsvorplatz. Er schaute sich nach einem Taxi um, aber weit und breit war keines zu sehen.

„Erbärmliches Nest“, murmelte er, und seine Lippen bewegten sich dabei kaum. Der Zug hatte zwanzig Minuten Verspätung gehabt, und Roland Seeger hatte schon im Zug die Hoffnung aufgegeben, bei der Trauung seiner Schwester dabeisein zu können. Es war jetzt kurz vor elf, und auf elf Uhr war die Trauung festgesetzt.

Aus dem Nebel tauchten zwei runde Lichter auf. Ein Taxi nahte sich dem Bahnhofsvorplatz. Roland Seeger winkte den Wagen heran und nannte sein Ziel.

„Wie lange werden Sie denn brauchen?“ – „Na, bei dieser Milchsuppe“, gab der Fahrer Auskunft, „etwa eine Viertelstunde, mindestens eine Viertelstunde.“

„Okay, dann fahren Sie eben so schnell es geht.“

Der gesprächige Taxifahrer, ein Sachse, wie sein unverkennbarer Dialekt verriet, ließ sich über die ganze Gegend, vor allen Dingen aber über die Menschen aus. Sein Fahrgast im Fond des Wagens jedoch hatte die Augen geschlossen und schien keinen Wert auf eine Unterhaltung zu legen. Dennoch gelang es dem Fahrer, seinem wortkargen Gast zu entlocken, was ihn an diesem trüben Märzvormittag in diese Gegend geführt hatte.

„Ach, zu 'ner Trauung wollen Sie, na ja, warum soll es andern besser gehen als unsereinem“, lachte er. „Die erfahren auch noch früh genug, daß die Mark dann nur noch fünfzig Pfennig wert ist!“

Der Mitfahrer hinter ihm verzog keine Miene. Nach einer knappen Viertelstunde, in der sich der Wagen den Weg durch den Nebel gesucht hatte, bog er von der Hauptstraße ab und kroch einen schmalen, geschotterten Weg hinauf, der links und rechts von dicken Bäumen eingesäumt war.

Aus dem Nebel schälten sich die wuchtigen Mauern einer alten Kirche heraus, an der Turmseite von riesigen Linden bewacht, deren glänzende Äste in das feuchte Grau hineinstachen.

„Hier, stimmt so!“ Roland Seeger reichte dem Taxifahrer zwei Mark mehr als dieser verlangte, worauf der Mann überrascht und erfreut an den Rand seiner Kappe tippte und grinste. „Noch viel Vergnügen bei der Hochzeitsfeier Ihrer Schwester.“

„Danke, wird schon rumgehen“, lachte der andere sarkastisch, dann stapfte er über den knirschen- den Kies auf den Eingang der Kirche zu. In der Ferne verlor sich das Gebrumm des Wagens.

Gedämpfte Orgelklänge drangen aus dem Gotteshaus, und der verspätete Gast überlegte: Sollte er noch hineingehen oder die Zeremonie hier draußen abwarten? – Er schlug den Kragen seines Mantels hoch und sprang die vier ausgetretenen Stufen hinauf. Im schützenden Portal blieb er zögernd stehen. „Hätte ich doch abgesagt, Arbeit vorgeschützt. – Es wäre nicht einmal eine Lüge gewesen.“

Er angelte sich eine Zigarettenpackung aus der Manteltasche und zündete sich eine Zigarette an. Im Inneren der Kirche war das Orgelspiel verstummt, und wenig später klang ein dünner Gesang an sein Ohr.

Um den Mund des jungen Mannes huschte ein überlegenes Lächeln. An Gott glaubten die wenigsten, aber für Taufe, Trauungen und ähnliche Anlässe mußten die alten Kirchenmauern noch erhalten. Doch auch diesem überholten Zeug war der Abschied schon eingeläutet, obgleich sich die Wächter der Institution noch für unentbehrlich hielten.

Noch hatte es nicht alle Ohren und Herzen erreicht, was Friedrich Nietzsche im vergangenen Jahrhundert als erster erkannte: „Gott ist tot!“ Wenn man das leere Geschwätz der Kirche und die Kraftlosigkeit ihrer Werke und Überlieferungen einmal nüchtern unter die Lupe nahm, konnte man Nietzsche nur Recht geben.

Er hatte nie begriffen, wieso seine Mutter aus ihrem naiven Glauben Kraft beziehen konnte für die harte Realität des Lebenskampfes. Ihm jedenfalls war das unmöglich, ja, er wehrte sich sogar gegen solch einen Selbstbetrug.

Die dünnen Stimmen, die aus dem Innern der Kirche drangen, schienen die Gedanken des jungen Mannes zu bestätigen: Letzte Nachwehen eines aussterbenden Irrtums!

Unwillig schnüppte er die qualmende Kippe hinter sich in den feuchten Kies, so als wollte er symbolisch diese nutzlosen Gedanken hinter sich werfen.

Er näherte sich der schweren, eichenen Kirchentür und zog sie nach außen auf. Auf Zehenspitzen trat er in das Kirchenschiff. Vorne auf dem Altar brannten zwei Kerzen. Der weite Raum lag in einem gelben Dämmerlicht, das sich von einigen Lampen aus kleinen Seitennischen über die Besucher ergoß. Vor dem schlichten Holzkreuz stand eine Vase leuchtend gelber Osterglocken; Boten des sich zögernd nahenden Frühlings.

Einige Köpfe fuhren herum. Selbst die Braut wandte verstohlen ihren Kopf nach hinten, und die Blicke der beiden kreuzten sich. Sie blitzten sich freudig zu, und über ihr Gesicht huschte ein flüchtiges Rot. Roland Seeger spürte, wie sie sich über sein Kommen freute.

Er drängte sich in eine Bank, wobei er zwischen sich und der Traube der Hochzeitsgäste zwei Reihen frei ließ. Nun bemerkte ihn auch seine Mutter. Sekundenlang traf ihn ein freudig überraschter Blick. Sie stieß den Mann neben sich an, und auch er drehte sich nach dem verspäteten Besucher um.

Eiskalt ignorierte Roland Seeger dessen Blicke. „Dieser Mann“, so durchfuhr es ihn, „ist sich offenbar nicht im klaren, welch ein Abgrund zwischen uns steht.“ Aber wie konnte es anders sein, dickfellig, wie er schon immer gewesen war! Da mußten schon harte Brocken kommen, bevor dieser Bär erschüttert wurde. Auf jeden Fall hatte er lange gezögert, an der Hochzeit seiner Schwester teilzunehmen, nicht zuletzt deshalb, weil er seinem Vater nicht begegnen wollte. Zuviel lag in der Vergangenheit, was er nicht vergessen konnte noch wollte.

Frau Seeger hatte die kalte Geste ihres Sohnes wahrgenommen, und vergeblich versuchte sie, mit einem flehenden Blick seine verschlossene Miene zu erreichen. „Wenn er doch wenigstens heute die Vergangenheit durchstreichen könnte!“

Neben dem Altar öffnete sich eine Tür, und der Pfarrer trat gemessen und würdigen Schrittes heraus; eine schwarze Hornbrille auf der Nase, mit strengem Gesicht, das Demut und Selbstbewußtsein gleichermaßen ausdrückte. Das Brautpaar und die Gemeinde erhoben sich.

Der breite Rücken des ihm noch unbekanntem Bräutigams erschien Roland wie eine lebendige, abweisende Mauer. Schwarzes Haar hob sich von dem kräftigen Nacken unangenehm ab.

„Der Kerl ist doch schon von hinten unsympathisch, arme kleine Uschi!“ überlegte er. Zierlich

und schlank, so stand seine Schwester neben diesem Koloß. Roland Seeger kämpfte gegen aufsteigenden Neid, gegen Eifersucht an, ohne bewußt zu registrieren, daß dabei sein Entschluß, für keinen Menschen – ausgenommen seine Mutter – Haß oder Liebe zu empfinden, ins Wanken geriet.

Seine Gedanken wanderten etwa anderthalb Jahrzehnte zurück: Er erinnerte sich seiner ersten Begegnung mit der Literatur Friedrich Nietzsches. Heimlich hatte er diese faszinierenden Gedanken unter der Bettdecke gelesen und war von ihnen in Bann geschlagen worden. Vor allem von Nietzsches Verachtung gegenüber allem Schwachen. Aus dieser fatalen Neigung zur Schwachheit habe die Armesünderreligion der „Vergebung und der Barmherzigkeit Gottes“ ihre dauernde Nahrung gesogen. Diese Gedanken ließen ihn nicht mehr los, und seit jener Zeit hatte er einen seltsamen Haß in sich entdeckt. Haß auch auf „Bittli“, seinen schwachen Klassenkameraden, dessen erbärmliche Erscheinung das Mitleid geradezu herausforderte.

Eine der Lehrerinnen hatte sich dieser halben Portion mit dem bleichen Gesicht und dem krummen Rücken mit besonderer Aufmerksamkeit angenommen. Er hingegen hatte sich immer mehr in den destruktiven Gedanken Nietzsches verbohrt, bis der Haß gegenüber seinem Klassenkameraden schließlich phantasievolle Todeswünsche produzierte.

Aber noch etwas anderes geschah. In der Verachtung alles Erbärmlichen wuchs in ihm zugleich ein stolzes Selbstbewußtsein heran. Lohnenswert galt ihm nur ein Leben, das sich lebenswert verwirklichen konnte.

In dieser Zeit seiner inneren Umwandlung war

eines Tages seine Mutter an den Tisch getreten; schweigend, bleich, mit vorwurfsvollen Augen. Er sah ihr blasses Gesicht noch vor sich. Wortlos hatte sie zwei seiner zerlesenen Nietzsche Bände neben ihn auf den Tisch gelegt. Stumm hatte sie ihn angesehen und versucht, nach seiner Hand zu greifen. In seine Augen war ein unheimliches Feuer getreten. Wie konnte sie es nur wagen, ihm nachzuspionieren und seine Bücher aufzustöbern! Es war zu einer ernsten, zuletzt sehr lauten Aussprache zwischen ihm und seiner Mutter gekommen. Der knapp Siebzehnjährige hatte seine Hand auf ihren Arm gelegt und sie beschwörend angeschaut.

„Mama“, hatte er mit leiser, aber drohender Stimme gesagt: „Laß mich meinen Weg gehen, und halt mich nicht von meinem Entschluß ab.“

„Was für einen Entschluß?“ hatte sie mühsam hervorgewürgt. Sie ahnte, daß dieser Entschluß mit den gottlosen Büchern zusammenhing, die er in letzter Zeit verschlungen hatte. Für sie war ein Leben ohne regelmäßigen Kirchgang am Sonntagmorgen undenkbar. Sie hatte ihren Jungen deshalb bewußt dem Wort Gottes ausgesetzt und ihn von klein auf in den Kindergottesdienst geschickt. Und nun holte er sich an dieser Literatur den Tod!

Obwohl sie wenig von dem Geschriebenen verstand, wie es sich auswirkte, sah sie handgreiflich vor sich, im Verhalten ihres Sohnes. Traurig hatte sie ihn damals angesehen und trotzig bitter hervorgestoßen: „Warum läßt du die Finger nicht von diesem Gift?“

„Ist dir das süße Gift der Religion und des Pfaffenbetrugs vielleicht lieber?“ hatte er ironisch gefragt.

Ihre ganze Gestalt war in dem Augenblick nur verkörpertes Entsetzen: „Hast du vergessen, was du von klein auf aus dem Wort Gottes gehört hast?“

Ungerührt hatte er sie gemustert und dabei einen seiner Nietzsche Bände umklammert. „Erlöster sollten sie mir aussehen, wenn ich an ihren Erlöser glauben soll!“ Das hat dieser Mann geschrieben, und er hat den Nerv getroffen, Mama. Darum bringt mich niemand von meinem Entschluß ab.“

„Was für einen Entschluß?“ hatte sie zitternd wiederholt.

„Einmal den, mich aller religiösen Manipulation zu entziehen, zum andern, meine Gefühle eiskalt zu kontrollieren. Und weißt du, wie ich überhaupt dahin gekommen bin? Dein Verhältnis zu deinem Mann hat mich zu dieser Einsicht gebracht!“

Wie angewurzelt war sie stehengeblieben und hatte ihn nur verständnislos angeschaut.

„Ja, Mama; derin wer bereit ist zu lieben, der muß auch bereit sein zu leiden. Und wie hat er dich zur Sklavin erniedrigt. Es ist zum Kotzen!“

Mühsam hatte sie sich an der Tischkante festgehalten. War das noch ihr lieber Roland?

Obwohl er Erbsensuppe für sein Leben gern aß, an diesem Mittag hatte er den Teller beiseite geschoben und war hinaus in die Einsamkeit des Waldes geflohen, verfolgt von den Blicken seiner Mutter, die er bis zu diesem Tag nicht hatte vergessen können.

In seine Gedanken drang die schwingende Stimme des Pfarrers: „Liebes Brautpaar, eure Zukunft begann, als ihr euch kennen und lieben lerntet, aber nun verschmilzt sie in eines, weil ihr vor Gott und den Menschen in den Stand der Ehe tretet. Und es wird nicht immer eine leichte Zukunft sein.“

Roland Seeger beobachtete so ganz am Rande, wie einige seiner Tanten ihre unentbehrlichen Taschentücher zogen und sich hörbar schneuzten.

Die Stimme des Pfarrers erfüllte die ganze Kirche: „Für den gemeinsamen Weg eurer Ehe soll euch ein Gotteswort begleiten, das der Apostel Paulus an die Gemeinde der Galater geschrieben hat.“ Er ging mit seiner dicken Hornbrille ganz nahe über die aufgeschlagene Bibel und las: „Einer trage des anderen Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen.“

Das markante Gesicht Roland Seegers verzog sich zu einer spöttischen Grimasse. Natürlich, dieser Bauernfängertext. Diese lauwarne Dusche für alle, die sofort gegängelt werden müssen. „Einer trage des anderen Last!“ In was für einer Wirklichkeit lebte denn dieser Mann! Das ist doch nicht das Problem, die Last des anderen. Der andere selbst ist die Last. Auch für Uschi würde dieser Kleiderschrank bald eine Last sein, und bestimmt keine Süße.

Er versuchte bewußt abzuschalten. Der Seelsorger führte umständlich und weitschweifend aus, was eine Ehe an Last bringen kann. Das verhaltene Schluchzen mancher gerührten Tante schien die Phantasie des Pfarrers erst recht zu beflügeln. Er konnte nicht genug Situationen konstruieren, wie man sich als Lastenträger untereinander und miteinander zu bewähren habe. „Und zuletzt, liebes Brautpaar, laßt euch eines tief ins Herz verankern: Wo Liebe ist, werden Lasten plötzlich leicht; wo sie aber fehlt, werden Lasten unerträglich.“

„Sag endlich Amen“, flüsterte Roland Seeger, „ich kipp vor Hunger bald aus meinen Pantoffeln.“

Es schien, als habe der Pfarrer diesen Seufzer gehört; denn nach einigen lautstarken Ermahnungen, in denen auch die anwesenden Schwiegermütter noch ein paar Spritzer abbekamen, ließ der Pfarrer seine gewaltige Rede wie ein landendes Flugzeug langsam ausrollen.

Danach begann die eigentliche Trauungszeremonie. Bei der feierlichen Formel, einander treu zu bleiben, sich in Freud und Leid nicht zu verlassen, bis sie der Tod selber scheidet, antworteten beide mit einem lauten Ja.

Jetzt wandte der Bräutigam das erste Mal sein Gesicht zurück in die Gemeinde, und die Augen der beiden jungen Männer begegneten einander.

„Vorstadtcasanova“, stellte Roland Seeger zynisch fest. Scheinbar war dieser Pfarrer doch eine Art Prophet, daß er diesen Trautext gewählt hatte. Es war nahezu mit Händen zu greifen, daß sich die Lasten für Uschi bald anmelden würden.

„Kleiner schäbiger Pharisäer“, klagte ihn plötzlich eine innere Stimme an und ließ ihn wütend auf sich selbst werden.

Nach der Trauung lief die junge Braut ihrem Bruder entgegen und warf sich glücklich in seine Arme. Roland Seeger fühlte, wie sein kaltes Herz sich erwärmte, als er die schmale Gestalt seiner Schwester fest an sich preßte. „Viel Glück, Uschi“, murmelte er. Dann wandte er sich seinem Schwager zu. Sie begrüßten sich, und der Brocken schlug ihm kameradschaftlich auf die Schulter.

„Ich freue mich, Roland, dich endlich mal kennenzulernen. Uschi hat mir schon manches von dir erzählt.“

„Die Freude ist ganz auf meiner Seite, Walter“, entgegnete Roland, und er meinte in diesem Augenblick, was er sagte.

Draußen hatte sich inzwischen der Nebel gelichtet, und die Landschaft war weiter geworden. In einem Busch mit aufgebrochenen Weidenkätzchen brachte eine Meise nachträglich noch ihr Hochzeitsständchen für das Brautpaar dar.

Dann stand Roland Seeger seiner Mutter gegenüber, und wortlos schloß sie ihn in die Arme.

Sein Vater riskierte einen flüchtigen Blick auf diese rührende Szene, blieb aber in einiger Entfernung stehen.

Unauffällig, mit zitternder Stimme, flüsterte die Mutter ihm ins Ohr: „Sei freundlich zu Vater heute, mir zuliebe.“

Der junge Mann machte sich von ihrer Umarmung frei, und seine Augen wurden hart. Er sah den bittenden Blick seiner Mutter. Sein erster Gedanke war: „Nur ja nicht schwach werden.“ Doch dann nickte er ihr zu: „Du hast recht, Mutter, dir zuliebe, aber nur dir zuliebe.“

Eine Stunde später saßen sie alle in froher Runde in einem gemütlichen Waldrestaurant am festlich gedeckten Hochzeitstisch. Die Mutter war stolz auf ihren Sohn. Gern gab sie den Verwandten Auskunft, wenn sie neugierig fragten, was Roland denn beruflich mache.

„So, so, stellvertretender Direktor in einem mittleren Industriebetrieb in Hannover“, nickte eine Tante respektvoll. „Wer hätte das gedacht, na ja, ein Stre ...“, sie brach ab, „strebsam war der Junge schon immer.“

Spät abends verabschiedete sich Roland Seeger

von den Gästen. „Die Pflicht ruft“, erklärte er den etwas erstaunten Gesichtern, und Frau Seeger nickte zu den Worten ihres Sohnes: „Ja, sie haben morgen eine wichtige Besprechung, und da muß er dabei sein.“

Kurz nach elf Uhr rollte ein Taxi vor das Restaurant. Die Stimmung hatte den Höhepunkt erreicht, und alle bedauerten, daß Roland sie jetzt verlassen mußte. Er und seine Schwester standen noch beieinander, etwas zurückgezogen in einer Nische bei der Garderobe.

Sie sah ihn mit ihren großen Augen an. „Wie gefällt er dir denn, mein Walter?“

„So für das erste Kennenlernen ganz gut“, antwortete er diplomatisch ausweichend. „Ich kenn' ihn zu wenig, du dafür um so besser. Auf jeden Fall wünsch ich euch viel Glück!“

Er drückte ihr fest die Hand. „Und wie ist es mit dir?“ fragte sie. „Willst du nicht bald den Hafen der Ehe ansteuern?“

Er grinste und neigte seinen Mund nahe an ihr Ohr. „Das hat noch Zeit, Schwesterherz, vorläufig begnüge ich mich noch mit Hafentrümpfen.“

Einige Gäste kamen noch vor die Tür und winkten dem davonfahrenden Taxi nach, bis es hinter einer Biegung verschwunden war. Rolands Vater atmete tief durch. Geradezu befreit trank er an der Theke ein Bier: Wenn sein Sohn auch seine wahren Gefühle geschickt verborgen hatte, ihn konnte er nicht täuschen, ihn nicht.

Kapitel 2

Die Großstadt hatte Roland Seeger wieder, vor allen Dingen aber er die Großstadt.

Auf seiner Reise durch die Nacht, in einem Abteil erster Klasse des Intercity-Zuges, hatte er die vergangenen Stunden noch einmal an sich vorüberziehen lassen: Eigentlich eine schöne Hochzeit, schöner als er sie sich vorher ausgemalt hatte.

In einem Anflug eitler Selbstbespiegelung kam ihm plötzlich der Gedanke, was wohl die Hochzeitsgäste zu seiner bildhübschen Freundin, Karin Haberer, gesagt hätten, mit der er seit vier Monaten ging. Nun ja, vielleicht weniger gesagt, als vielmehr gefragt, und zwar neugierig und unangenehm.

Schon gut, daß er allein gefahren war! Besonders seine Mutter hätte Fäden gesponnen und ihn bereits im Anzug des Bräutigams herumwandeln sehen. Sie litt offensichtlich darunter, daß er mit seinen 33 Jahren noch keine feste Bindung eingegangen war.

Beruflich hatte er Erfolg. Es waren keineswegs wirtschaftliche Erwägungen, die ihn bis jetzt von Verlobungs- oder gar Eheplänen abgehalten hatten. Nein, der Grund lag woanders: Bindung schuf immer wieder neue Bindungen. Auf einmal waren sie alle da, die neuen Verwandten, Onkel und Tanten, Schwager, und später womöglich auch noch Kinder.

Bei diesen Gedanken erwachte in ihm ein intensives Gefühl von Freiheit, so stark, wie er es noch selten empfunden hatte. Entspannt lehnte er sich zurück in den bequemen Sitz. Die leicht stampfenden, davoneilenden Räder des Zuges schienen sym-

bolisch zu signalisieren, daß man sich aller Bindung durch Entfernung entziehen konnte. Bevor er sich von einem kurzen, aber wohltuenden Schlaf übermannen ließ, hatte er sich noch triumphierend selbst bestätigt: „Mit mir nicht, noch nicht, und wahrscheinlich überhaupt nicht!“

Am anderen Morgen, nach der Besprechung, hatte er sich gutgelaunt per Telefon bei seiner Freundin zurückgemeldet und sie zugleich mit einer Überraschung überfallen: „Hör, Schatz, im Schauspielhaus wird die tragische Komödie ‚Der Besuch der alten Dame‘ von Dürrenmatt aufgeführt.“

„Ins Theater?“ – Sie zögerte mit ihrer Antwort. Das Stück war ihr unbekannt. – „Was ist denn da dran besonderes? Gibt’s wenigstens was zu lachen?“ wollte sie wissen.

„Dürrenmatt hat hier die menschliche Verfügbarkeit sozusagen bis ins Gerippe hinein geröntgt“, gab er neckisch zurück.

„Gut, du hast mich neugierig gemacht, also dann bis Samstagabend.“ Mit einem undefinierbaren Lächeln hatte er den Hörer aufgelegt.

An dem festgesetzten Abend stand Roland Seeger in seinem gemütlich eingerichteten Appartement, das er in der Nähe seiner Firma gemietet hatte, und blinzelte seinem Spiegelbild aufmunternd zu: „Gehst also mit deiner jungen Dame zum Besuch der alten Dame.“

Sorgsam bürstete er noch einige Fusseln von seiner Jacke, steckte die Theaterkarten in die Tasche seines Jacketts und verließ die Wohnung.

Eine knappe halbe Stunde später standen sie im Foyer des Theaters. In dem langen Gang summten

unzählige menschliche Stimmen wie in einem Bienenhaus.

„Bezaubernd siehst du aus“, bemerkte er galant, als sie ihre Mäntel an der Garderobe abgegeben hatten und sie schlank und rassig vor ihm stand. Sie trug ein langes dunkles Abendkleid und dazu eine geschmackvolle, lange silberne Kette.

Sie sah ihn mit ihren braunen Augen verliebt an, erfreut über dieses Kompliment. Komplimente waren bei ihm selten. Meistens überwog in seinen Äußerungen eine verhaltene und doch oft spürbare Kälte, vor der sie sich irgendwie fürchtete, ja, die sie sogar abstieß.

Doch trotz solcher Empfindungen brachte sie nicht die Kraft auf, sich von ihm zu lösen. Sie mußte sich eingestehen, daß aus der anfänglichen Sympathie eine tiefe Liebe geworden war.

Aber wie stand es mit seiner Liebe zu ihr? Sie wußte es nicht. Selbst in den zärtlichsten Stunden hatte er sie zwar jung, schön und anhänglich genannt, aber nie war der Satz über seine Lippen gekommen, den sie so sehnlichst zu hören wünschte. Schon die kleinste Schmeichelei von seiner Seite war deshalb für sie wie ein bunter Blumenstrauß.

Gutgelaunt und irgendwie geborgen, gab sie sich ganz seiner galanten Aufmerksamkeit hin. Er führte sie in den hellerleuchteten Theaterraum, und sie nahmen vorne im Parkett Platz. Sie blätterte im Programmheft.

„Eine tragische Komödie soll das sein? Ich bin ehrlich gespannt, wie das wird.“

„Du wirst sehen, es ist äußerst unterhaltsam, was uns dieser Pfarrerssohn aus der Schweiz da serviert.“

„Pfarrerssohn? Spielt etwa das Religiöse mit hin-

ein?“ wunderte sie sich und rückte nahe an ihn heran.

Er sah sie von der Seite an. „In gewisser Weise schon, etwa wie Karl Marx es sieht, daß man nämlich für Geld alles kaufen kann. Auch die Menschen sind käuflich. Zunächst erschrecken sie selbst über die Verfügbarkeit ihrer Herzen, aber dann ...“

Er brach ab und streichelte zärtlich ihre Hand. „Doch genug davon. Ich will dir die Spannung nicht nehmen.“

Sie blickte sich um. Die Ränge füllten sich mit Damen in elegant schimmernden Abendkleidern und mit kunstvoll gesteckten Frisuren, begleitet von Herren in dunklen Anzügen: die typische Atmosphäre eines Theaterabends.

Da ertönte hinter dem Vorhang ein dezenter, heller Glockenton. Karin Haberer lehnte sich erwartungsvoll zurück.

Langsam hob sich der Vorhang und gab den Blick frei auf ein zerfallenes Bahnhofsgebäude mit einem Schild: „Güllen“ war darauf in deutlicher Schrift zu lesen. Dahinter dehnte sich eine erbärmliche Bahnhofstraße, windschiefe Häuser, Wände, von denen der Putz abgeblättert war, kurz, ein zerfallenes, ärmliches und verwahrlostes Nest.

Über allem lag das milchige Licht eines milden Septembertages. Vor dem zerfallenen Gebäude stand eine Bank, auf der vier zerlumpte Männer hockten. Daneben machte sich ein fünfter in gekrümmter Haltung an einem Transparent zu schaffen, auf das er mit roter Farbe die zwei Worte schrieb: „Willkommen Kläri!“

Von der Seite her vernahm man das Donnern eines herannahenden Zuges.

Karin Haberer war von der Handlung des Stückes bald so gefangen, daß sie leicht vorgeneigt in ihrem Stuhl saß und das Geschehen auf der Bühne mit größter Aufmerksamkeit verfolgte. Sie bemerkte überhaupt nicht, wie ihr Begleiter sie von Zeit zu Zeit mit einem kurzen Lächeln streifte.

Als die aufgetakelte alte Dame, Hauptfigur des Stückes, die Milliardärin Claire Zachanassian, über den Bahnsteig angestelzt kam, angestarrt von den erstaunten Einwohnern des Ortes Güllen, da fühlte Roland Seeger sich heftig am Ärmel seiner Jacke gezogen.

„Das ist, das ist, die ...“

„Ja, ja“, er nickte zu der erleuchteten Bühne hinüber, „das ist sie, und man kann nur staunen, wie sich durch die Kunst der Maskenbildner ein Mensch verwandeln kann.“

Gespannt wandte die junge Frau sich wieder dem Geschehen auf der Bühne zu. Im Laufe der Handlung ging ihr der Sinn dieser tragischen Komödie immer mehr auf. Diese aufgeputzte, schrullige Alte mit ihrem schwarzen Humor war gar keine solch lustige Person. Sie war nur von dem einen Gedanken getrieben, sich an ihrem früheren untreuen Geliebten Alfred III zu rächen.

Zunächst ist dieser ehemalige Geliebte von seinem Wildkätzchen, wie er sie früher zärtlich genannt hat, hell begeistert. Er glaubt, sie habe die stürmische Vergangenheit zwischen ihnen noch in bester Erinnerung und sei nun gekommen, dem verwahrlosten Ort und vor allen Dingen den Einwohnern Güllens finanziell auf die Beine zu helfen. Erst nach und nach dämmert ihm, daß sie nur von einem Wunsch beseelt ist, ihn als Leiche zu sehen.

Diese Erkenntnis erfüllt ihn mit Angst und Grauen, und er hat sich nicht getäuscht: Eines Tages steht die alte Dame herrisch vor dem Bürgermeister und verspricht dem Ort Gullen eine Milliarde zu schenken: Fünfhundert Millionen der Stadt und fünfhundert Millionen verteilt auf jede Familie.

Auf der Bühne und auch im Saal breitet sich Totenstille aus.

Endlich stottert der Bürgermeister: „Eine Milliarde?“

Die alte Dame nickt: „Unter einer Bedingung allerdings.“

Ihr früherer Geliebter, Alfred III, tanzt vor Freude um sie herum. „Die Klara! Goldig! Wunderbar! Zum Kugeln! Voll und ganz mein Zauberhexchen!“ überwältigt vor soviel Güte, küßt er sie.

Da fordert die Milliardärin mit der kalten Stimme eines Racheengels: „Eine Milliarde für Gullen, wenn jemand Alfred III tötet!“

In der Theaterpause war Karin Haberer innerlich tief aufgewühlt. „Ein Leben für die Rache. Dieser Dürrenmatt hat vielleicht eine Phantasie. Das gibt es ja im normalen Leben überhaupt nicht.“

„Dich hat es ganz schön gepackt.“ Roland Seeger legte ihr behutsam den Arm um die Schulter. „Und ob es das gibt. Was Dürrenmatt da auf die Bühne verlagert hat, spielt sich in vielen Variationen auf der großen Weltbühne genau so oder ähnlich ab. Vor allen Dingen“, und dies schien er leise zu sich selbst zu sagen, „zeigt sich hier die Wahrheit, daß man mit Geld alles kaufen kann.“

Als nach dem letzten Akt der Vorhang fiel und der Beifall wie ein Platzregen über die sich verneigenden Schauspieler herniederprasselte, war es

Karin Haberer, als ob sie aus einem bösen Traum erwachte.

Während sie klatschte, wandte sie sich kurz ihrem Begleiter zu: „Nun hat sie ihre Rache gehabt, und was hat sie davon?“

„Sie hat einem ganzen Ort den Wohlstand beschert; ein passabler Preis für eine einzige Leiche“, grinste er.

„Du würdest jemanden schon für weniger ins Jenseits befördern“, entfuhr es ihr spontan.

Roland packte sie heftig am Arm. „Verschone mich mit deinen schwachsinnigen Emotionen“, zischte er und drängte sie der Garderobe entgegen.

Kaum hatte ihr die Garderobenfrau den Mantel ausgehändigt, lief sie mit schnellen Schritten der spiegelnden Ausgangstür zu. Roland Seeger konnte ihr kaum folgen. Er holte sie schließlich doch ein und hielt sie am Ärmel fest.

„Warum hast du es denn so eilig“, brummte er gereizt. „Der Abend ist ohnehin angebrochen, gehen wir doch noch in ein gemütliches Restaurant.“

Sie schüttelte heftig den Kopf: „Nein, bring mich heim.“

„Ich dachte, du kämest nachher noch mit zu mir.“

„Nein, Roland, heute nicht.“

Er führte sie mit etwas zu hartem Griff an den wartenden Taxen vorbei.

„Komm, ich hab noch nichts gegessen.“

„Na gut, aber für mich nichts.“

„Wollen sehen, vielleicht überlegst du es dir doch nochmal.“

Schweigend liefen sie nebeneinander her. Ihre Schritte hallten auf der menschenleeren Straße un-

natürlich laut. Sie näherten sich der Fußgängerzone. Roland Seeger drückte ihre schmale Gestalt fest an sich. Offensichtlich war ihr die Handlung dieser Komödie doch tiefer als nur unter die Haut gegangen.

In der Nähe des hell erleuchteten Kröpckeplatzes, mit den bunten, huschenden Lichtreklamen an den Häuserwänden, verlangsamte er seinen Schritt und blieb dann für einen Moment stehen. „Vielleicht gehen wir doch besser zu mir“, überlegte er. „Ich habe noch einige Koteletts im Kühlschrank.“

„Nein“, beharrte sie. „Entweder ins Restaurant, oder du bringst mich in meine Wohnung.“

Roland Seeger verschluckte seinen aufsteigenden Ärger und grinste sogar. „Des Menschen Wille ist sein Himmelreich.“

Er steuerte auf ein Restaurant zu, hinter dessen bunten Scheiben zerfließendes, zitterndes Kerzenlicht schimmerte. „Da sitzt man nicht nur gemütlich, da ißt man auch sehr gut. Und du vergißt jetzt die alte Dame und den toten Alfred III. Es war doch nur Theater.“

Sie schüttelte den Kopf. „So, auf einmal. Gerade warst du noch anderer Meinung.“

„Nun ja, wenn du so willst, unser ganzes Leben ist doch ein Theater. Warum bist du heut denn nur so aggressiv?“

„Du täuschst dich, Roland. Ich bin nur noch zu sehr bei dem Stück.“

„Na, wollen wir's glauben“, versuchte er einzulenken.

Unsicher blickte sie, als er die Tür zu dem Restaurant öffnete, auf seinen breiten Rücken.

Kapitel 3

Roland Seeger hatte nicht zuviel versprochen. Es war wirklich ein gemütliches Restaurant: Kunstvoll geformte Wandlämpchen warfen ein wohltuendes Licht auf die einladend gedeckten kleinen Tische und erzeugten eine gediegene, intime Atmosphäre. Der Ober nickte dem jungen Mann vertraulich zu, woraus Karin Haberer schloß, daß ihr Freund häufiger in diesem Lokal verkehrte.

Zu dieser späten Stunde waren nur wenige Tische besetzt. Die beiden suchten sich einen Platz in einer Nische aus, wo sie ungestört miteinander sprechen konnten.

„Na, Karin, was willst du essen?“ fragte Roland Seeger, als wäre nichts gewesen.

„Ich sagte doch schon, daß ich nichts essen will, höchstens etwas trinken.“

Der Ober kam an den Tisch und blieb abwartend vor den beiden stehen. Er wandte sich zuerst an Karin.

„Bringen Sie mir nur ein Mineralwasser, sonst nichts.“

„Sehr wohl, gnädige Frau.“ Seine Blicke kreuzten sich mit denen des Mannes.

„Mir bringen Sie das übliche, umfangreiche Pfeffersteak, aber dieses Mal als Beilage nur Salat.“

Der Ober entfernte sich würdevoll, während Roland Seeger näher an seine Begleiterin heranrückte. „Bist du immer noch im Theater? Also ehrlich, wenn ich gewußt hätte, daß es dich so aufwühlt, hätte ich uns diese Komödie erspart.“ Er lachte unsicher: „Hoffentlich führt das zwischen uns nicht noch zu einer Tragödie.“

„Das liegt ganz bei dir“, dachte Karin, hütete sich aber, diesen Gedanken auszusprechen.

Er erfaßte ihre Hand. „Warum bist denn so still, Mädchen?“

„Weil mich dieses Stück noch stark beschäftigt; denn Güllen ist überall!“

„Toll hast du das gesagt, beinahe poetisch. Dieser Dürrenmatt hat den Menschen unserer Zeit wirklich gut getroffen.“

Sie sah ihn mit einem klaren, fragenden Blick an. „Ich könnte mir denken, daß es heute viele gibt, die das Leben anderer bewußt zerstören oder zumindest zerstören wollen.“

Roland Seeger überlegte, ob sie mit diesem Satz auf das Verhältnis zwischen ihm und ihr anspielte, aber bisher hatte er ihr zu solchen Vermutungen noch keinen Anlaß gegeben. Falls sie Hintergedanken hatte, mußte sie deutlicher werden.

„Karin, ich möchte keineswegs abstreiten, daß die Menschen heute in ihrer Beziehung zueinander der Hölle näher sind als dem Himmel, aber sollte das nicht an den Erwartungen liegen?“

„Ich versteh' nicht ganz.“

„Nun, keine Zerstörung kommt von ungefähr. Es muß ja vorher jemand etwas aufgebaut haben, einen Lieblingsgedanken, einen Plan oder sowas Ähnliches. Die alte Dame in dem Stück wollte zerstören, weil ihr Jahrzehnte vorher alles genommen worden war. Als Milliardärin hatte sie Macht und Möglichkeit, sich zu rächen; aber in tausend kleinen Lebensverhältnissen bleibt es oft nur bei dem Wunsch, den anderen zu zerstören. Da spielt sich dann die Rache mehr auf Raten ab.“

Sie sah ihn verständnislos an. „Wie meinst du das, Rache auf Raten?“

„Da quält man sich dauernd, von wenigen Unterbrechungen abgesehen, sozusagen ein ganzes Leben lang, während in der Komödie von Dürrenmatt diese alte Dame ihre Rache in kürzester Frist und äußerst gründlich vollzogen hat.“

Karin Haberer empfand plötzlich Mitleid mit ihrem Freund. Ob es ihm bewußt war oder nicht, für seine Gedanken lieferte die unglückliche Ehe seiner Eltern das beste Modell.

Der Ober brachte ihr Mineralwasser und füllte ein fein geschwungenes, langstieliges Glas. „Wohl bekomm's!“

„Danke.“

Sie trank in kleinen Schlucken, während ihre Gedanken fieberhaft arbeiteten. Schon seit geraumer Zeit wollte sie Roland die entscheidende Frage stellen, nur hatte ihr bis jetzt stets der Mut dazu gefehlt. Sollte sie es heute abend wagen?

Um nicht das Gegenteil von dem zu erreichen, was sie sich so sehr erhoffte, mußte sie allerdings diplomatisch vorgehen. Sie wartete deshalb ab, bis der Ober das Steak und den Salat gebracht hatte. Zunächst ließ sie Roland einmal in Ruhe essen.

Er schien wirklich großen Hunger zu haben. „Laß es dir schmecken, Roland.“

„Danke.“

Er schob ein saftiges Stück Fleisch in den Mund und sah sie von der Seite an. „Läuft dir da nicht das Wasser im Mund zusammen?“

„Nein, bestimmt nicht, ich habe daheim noch was gegessen. Mich bewegt etwas ganz anderes.“

„Und das wäre?“ fragte er interessiert.

„Ich habe mir gerade überlegt, wie du dich wohl an der Stelle der alten Dame verhalten hättest?“

Er verschluckte sich beinahe. „Du hast manchmal Gedanken.“

Sie wich seinem fragenden Blick aus, in der heimlichen Angst, er könne erraten, was in ihr vorging. Obwohl sie seit bald drei Monaten in einem intimen Verhältnis miteinander lebten, hatte er sich noch niemals über eine gemeinsame Zukunft geäußert. Weder von einer Verlobung, geschweige denn von der Hochzeit hatte er je die kleinste Andeutung gemacht.

Karin Haberer warf dem Essenden einen prüfenden Blick zu. Wieder einmal schien er ihr so fremd, daß sie am liebsten ein anderes Thema angeschnitten hätte. Doch sie wollte endlich einmal heraus aus der Ungewißheit, der dauernden Spannung.

„Roland, ich hatte dich was gefragt.“

„Ich hab's gehört, aber solch eine Antwort kann man nicht einfach aus dem Ärmel schütteln. Da muß man gründlich überlegen.“

„Dann überleg doch mal!“ Ihre Stimme klang gereizt und irgendwie ungeduldig.

Er tupfte sich mit der Serviette den Mund ab und sah sie nachdenklich an. „Wenn dir so viel daran liegt; ich hätte keinesfalls wie diese alte Dame gehandelt.“

„Wie edel“, entfuhr es Karin. Sie konnte und wollte nicht verhindern, daß es ziemlich bissig über ihre Lippen kam.

Er schien sie mit dem Blick seiner hellen Augen zu durchdringen. „Du stufst mich zu hoch ein, Karin. Nicht edel, sondern vernünftig. Welcher Mensch ist schon edel! Und wenn es ihm doch ein-

mal unterläuft“, fuhr er etwas höhnisch fort, „dann rät ihm das die Vernunft aus irgendwelchen opportunistischen Gründen. Wie gesagt, bei dieser alten Dame gab es eine Vorgeschichte. Das wurde in dem Stück deutlich genug herausgestellt.“

„Genau!“ unterbrach ihn Karin. „Dieser Alfred III hat sie verführt, betrogen und dann wie ein Tempotaschentuch weggeworfen.“

Sein Mund verzog sich spöttisch. „Langsam, langsam! Wer wen verführt hat, wurde in dem Stück nicht deutlich. Aber immerhin: wie er sie dann abgehalftert hat, das war alles andere als anständig.“

„Du hättest so etwas wohl nicht übers Herz gebracht?“

Er schob ein Stück Fleisch in seinen Mund und kaute hingebungsvoll. Er hatte die Spannung in ihrer Frage sehr wohl herausgehört. Blitzartig erkannte er, worauf sie hinauswollte.

„Raffiniertes Luder!“ dachte er. Nun gut, es schien an der Zeit zu sein, Farbe zu bekennen: „Nein, ich hätte es nicht übers Herz gebracht“, entgegnete er, „aber nicht aus purer Menschlichkeit, sondern aus rein vernunftmäßigen Erwägungen.“

Sie sah ihn von der Seite an. „Da bin ich aber neugierig.“

„Der Haß dieser Frau zeigte doch, daß sie vorher verwundet worden war. Drücken wir es einmal so veraltet wie möglich aus: Sie war durch die Liebe verwundet. Dieser III hingegen war nüchtern geblieben.“

Am liebsten hätte sie ihm ins Gesicht geschlagen. So also sah er das!

Ungerührt spinn Roland Seeger seine Gedanken

weiter: „Hätte diese reiche Dame in ihrer Jugend nicht an das Erste geglaubt, so hätte sie sich das Zweite sparen können.“

Karin sah ihn halb unsicher, halb versteinert an. Sie begriff nicht ganz, was sie da gehört hatte. Sie wiederholte seinen Satz: „Hätte sie nicht das Erste geglaubt, so hätte sie sich das Zweite sparen können.“ Dann, wie ein Blitz eine Landschaft erleuchtet, ging ihr plötzlich seine eiskalte Folgerung auf. Sie erschrak. „Hätte sie nicht an die Liebe geglaubt, so hätte sie sich Haß und Rache sparen können. Ach, so meinst du das“, brach es bitter aus ihr hervor.

„Na, endlich ist der Groschen gefallen“, versuchte er zu scherzen. Als er ihren Blick erhaschte, wurde ihm jedoch augenblicklich klar, wie sehr er sie getroffen hatte.

„Nein, du hättest nicht so gehandelt wie diese Dame, aber nicht weil du zu viel, sondern weil du zu wenig Gefühl hast. Oder besser gesagt, überhaupt keins!“ fauchte sie.

Er legte seine Hand auf ihren Arm. „Mach doch nicht so laut, wir sind hier schließlich in einem Restaurant und nicht mehr im Theater!“

Sie blitzte ihn mit ihren schönen Augen an. „Nein, wir sind nicht mehr im Theater, aber du – du hast mir vier Monate lang Theater vorgespielt. Und gut hast du gespielt. Das muß dir der Neid lassen.“

Sein Gesicht lief rot an. Vor Erregung hätte er beinahe ihr Glas umgestoßen. „Was hattest du denn erwartet, Karin? Ich habe dir nichts vorgespielt. Wie konnte ich denn wissen, was du von mir erwartest?“ Roland Seeger wußte in diesem Augenblick, daß er log. Zu genau hatte er in zärtlichen Stunden gespürt, worauf sie gewartet hatte.

Sie rückte ein Stück von ihm ab und sagte traurig und matt: „Also habe ich mich in dir doch nicht getäuscht. Ich wollte es ja nicht wahrhaben, doch hat es sich wieder mal bestätigt, daß Liebe blind macht.“

„Wenigstens ein Kompliment“, bemerkte er sarkastisch, doch dann klang seine Stimme nüchtern, beinahe kalt: „Worin habe ich dich denn enttäuscht? Wo Enttäuschung ist, war vorher Erwartung. Was hast du von mir denn noch mehr erwartet, als ich dir bereits gegeben habe; war das denn keine Liebe?“

„Das fragst du noch?“ Sie lachte bitter auf. „Und du wagst es, das Wort ‚Liebe‘ in den Mund zu nehmen? Du bist wirklich eiskalt und nicht fähig, einen Menschen wirklich zu lieben.“

Er griff nach ihrer Hand, aber sie entzog sie ihm.

„Liebling, lassen wir doch die Kinderei!“ versuchte er wieder einzurenken. Irgendwie konnte er sie nicht ganz verstehen.

„Von wegen Liebling. Und ich hab geglaubt ...“ Sie brach ab.

„Was hast du geglaubt?“

Sie gab zunächst keine Antwort und starrte vor sich auf die Tischdecke.

„Was hast du denn geglaubt?“ wiederholte er ungeduldig.

„Nun, daß du es ernst meinst und wir bald heiraten“, stieß sie nach einer Weile hervor.

Heiraten! Er lachte innerlich. So was mußte ja früher oder später kommen. Sie war ja auch der Typ zum Heiraten, aber warum gerade ihn?

Er legte zwei Finger seiner rechten Hand unter ihr Kinn und hob sanft ihren Kopf. Sie blickten sich

an. „Habe ich je Andeutungen gemacht, Karin? Habe ich je von Verlobung oder gar Hochzeit gesprochen?“

Sie trank hastig ihr Glas leer. „Nein, Andeutungen hast du nie gemacht, aber haben Augen und Hände nicht ihre eigene Sprache?“

„Nun komm mir bloß nicht mit dieser veralteten Romantik. Wir sind doch zwei nüchterne Leute.“

„Kalt, wolltest du doch sagen.“

„Nenn es wie du willst, kalt oder nüchtern. Ich hab nicht geahnt, daß du mich sozusagen in deine Zukunftspläne mit einbezogen hast.“

Sie erschrak vor seinem Blick.

„Dabei ...“, sie zögerte weiterzusprechen. – „Dabei habe ich dich so geliebt.“

„Und jetzt?“ Er zog eine Zigarettenpackung und hielt sie ihr hin.

„Nein, danke.“

Er zündete sich eine an und schaute dem blauen Dunst nach. „Jetzt liebst du mich wohl nicht mehr?“

In ihre Augen traten Tränen. „Als ob man das so einfach wegwischen könnte.“

Er griff erneut nach ihrer Hand. Sie zog sie heftig zurück. Seine Augen blitzten unwillig auf. „Mach mich nur nicht verantwortlich für deine zerplatzten Wunschträume. Ich habe dir nie Hoffnungen gemacht. Erinnerst du dich nicht an jenen Abend, kurz vor Silvester, als ich dir aus meiner Kindheit erzählt habe?“

„Und ob ich mich erinnere, besonders an die Weisheit, daß jeder Liebende früher oder später leiden muß. Du hast mir von deinen Eltern erzählt, ihrer Ehe, aber ich hab geglaubt, du wolltest dich einfach mal aussprechen. In Wirklichkeit

jedoch wolltest du nur eine Mauer um dich ziehen, wolltest dich vor dem ‚Überfall‘ der Liebe schützen.“

Sie zog ein Taschentuch aus ihrer Handtasche und tupfte sich die Tränen aus ihren Augen.

Roland Seeger blieb ungerührt. Um seine schmalen Lippen lag ein ironischer Zug: „Du hast es bestens getroffen. Aber ich bedaure, daß sich deswegen jetzt ein Tropfen Galle in unsere Beziehung mischt. Kann es zwischen uns denn nicht so bleiben wie bisher?“

Sie schüttelte heftig ihren Kopf. „Nachdem ich nun endgültig weiß, was ich dir bedeute? Nein, ausgeschlossen!“

Er drückte die halbgerauchte Zigarette aus. „Daß zwei sich mögen, ist allein bedeutungsvoll, warum denn zusätzlich noch die Freiheit des anderen beanspruchen?“

Sie erhob sich und stützte sich mit ihrer rechten Hand auf die Tischplatte. „Du hältst mich wohl für Handelsware, was?“

In ihre schönen braunen Augen trat nackte Empörung: „Es schmeichelt gewiß deiner männlichen Eitelkeit, mich so fassungslos und gedemütigt zu sehen, aber es ist noch nicht zu spät, noch nicht. Diese Wunde wird heilen.“

Sie zog ihr Portemonnaie und legte einen Schein hin. „Damit kannst du das Mineralwasser bezahlen; denn von dir will ich nichts mehr, nie mehr! Und rufe mich nie mehr an! Es ist aus zwischen uns, endgültig aus!“

Er schob den Stuhl zurück.

„Bleib sitzen!“ wies sie ihn ab. „Ich kann mir den

Mantel noch selbst anziehen, und auf deine Begleitung pfeif ich, du Eisblock!“

Im ersten Moment glaubte er zu träumen. Vor Staunen blieb ihm der Mund offen. Hilflos hob er seine Hand. Sie sah ihn nicht mehr an. Mit schnellen Schritten verließ sie das Restaurant.

Verwirrt sah er ihrer zierlichen Gestalt nach, dann winkte er den Ober herbei. „Eine Flasche Sekt bitte, ich muß was runterspülen.“

Wie betäubt eilte Karin Haberer durch die stille, dunkle Stadt. „Mein Gott, das kann doch nicht wahr sein, das muß doch vorübergehen.“

Doch es war bitterste Wirklichkeit. Kalt, beinahe eisig strich der frische Märzwind über ihr glühendes Gesicht.

Endlich tauchte das lange Reihenhauses auf, in dem sie wohnte. Sie sah die angeleuchtete Mauer, die leicht schwankende Straßenlampe. Sie schloß die Haustür auf und stürmte hinauf in ihre Wohnung. Ohne ihren Mantel auszuziehen, warf sie sich aufs Bett und weinte fassungslos in ihr Kissen hinein.

Zwei Stunden später wankte auch Roland Seeger durch die nächtliche Stadt. Es war nicht nur bei einer Flasche Sekt geblieben. Er spürte, wie unsicher er auf den Beinen stand. In der Art der Betrunkenen sprach er mit sich selbst: „Alte Dame, du hast mir meine junge Dame genommen, das sollst du mir büßen.“

Ein paar Schritte weiter hielt er sich an einem risigen Baumstamm fest. „Morgen wird alles wieder gut, gut“, lallte er. „Dann werde ich dich anrufen, und wenn du darauf bestehst, werde ich dich sogar heiraten, jawohl heiraten.“

Im Weiterschlurfen sang er halblaut vor sich hin:
„Und genau wie in jedem Theater wird gesungen,
geweint und gelacht, geweint ...“

Kapitel 4

Sieben Jahre waren vergangen, runde 2500 Tage voller Geschäftigkeit, voller Schwächen, kleineren und größeren Bosheiten. Für Roland Seeger aber waren es auch Jahre des Aufstiegs gewesen.

Er hatte sehr bald nach seinem Bruch mit Karin seine Stelle gewechselt. Sein Vorgesetzter, mit einer robusten Gesundheit ausgerüstet, hatte den eventuellen Direktorensessel in unerreichbare Fernen gerückt. Die neue Firma war noch größer als die erste, und es war ihm nach und nach gelungen, sich durch seine elegante, weltmännische Art beim Chef der Firma ins rechte Licht zu setzen.

Vor drei Jahren endlich sah er seine Stunde gekommen. Er hatte in dem luxuriös ausgestatteten Büro seines Chefs gesessen und nach einer knappen Stunde als Direktor des Exportzweiges den Raum verlassen.

Heute war ein besonderer Tag, und Roland Seeger hatte sich vorgenommen, diesen Tag gebührend zu feiern. Er wurde vierzig Jahre alt. Seit einer Woche hielt er sich in Adelboden, dem wunderschönen Ferienort im Berner Oberland, auf. Obwohl es – wie er selbst ironisch feststellte – von jetzt an eher bergab ging, wollte er wenigstens heute hoch hinaus.

Im wahrsten Sinne des Wortes hatte er sich diesen Wunsch erfüllt: Er saß oben im vierzehnten Stockwerk des Hotels „Metropole“ in Interlaken, in dem hellen, gemütlichen Café und genoß den sagenhaften Ausblick auf die Berge und über den weiten Talkessel.

Hoch über Wäldern und bläulichen Felswänden erhob sich das majestätische Jungfraumassiv. Trotz des warmen Junitages hatte es drüben auf den Viertausendern in der Nacht geschneit, und die Zacken des berühmten Silberhorns schimmerten wie gezuckert zu ihm herüber.

Roland Seeger ließ sich den Obstkuchen und den Geburtstagskaffee schmecken.

Er blickte interessiert an die himmelblau gestrichene Decke des Cafés. Über seine Lippen huschte ein leichtes Lächeln. Überdimensionale bunte Schmetterlinge waren auf dem blauen Grund der Decke gemalt. Seltsam, dies schien ihm geradezu symbolisch für sein Leben zu sein, zumindest wie er es in den letzten paar Jahren geführt hatte.

In der Art der Schmetterlinge war er sozusagen von Blume zu Blume geflattert, ohne eine feste Bindung einzugehen. Nach jener Szene mit Karin hatte er sich geschworen, jeglicher festen Beziehung zu anderen Menschen von Anfang an keine Chance einzuräumen. Einzige Ausnahme sollte der Nutzen sein, den eine gewisse Verbindung bringen konnte. Allerdings durfte das Seil nur so locker geknüpft werden, daß man es sofort wieder lösen konnte.

In manchen Momenten hatte er es sich zwar selbst eingestanden, daß Karins Bruch mit ihm und ihr Schweigen ihn lange beschäftigt hatte. Auf keinen seiner Anrufe hatte sie je reagiert, und Roland Seeger war sich damals selbst ein Rätsel. Entgegen seinem Vorsatz, für keinen Menschen, ausgenommen seine Mutter – etwas zu empfinden, hatte er sich doch in langen schlaflosen Stunden nach Karin gesehnt.

Seit jenem denkwürdigen Abend in dem Restau-

rant hatte er sie nie mehr gesehen und auch nicht erfahren, was aus ihr geworden war.

Er griff in die Innentasche seines Jacketts, um seine Briefftasche herauszuziehen. Was war denn da noch? – Ach so, der Brief seiner Mutter, den sie ihm vor zwei Wochen geschrieben hatte. Er hatte ihn nur einmal flüchtig gelesen und dann ärgerlich weggesteckt. Sie flehte ihn darin an, seinem Vater doch wenigstens durch einen winzigen Gruß zu seinem 65. Geburtstag eine Freude zu bereiten. Daran schloß sich noch die Bitte, seinen Vierzigsten doch daheim im Kreis der Familie zu verbringen.

„Denkste, Mama“, hatte er höhnisch in sich hingelacht, „so schnell läßt sich dein Roland nicht rumkriegen. Ich habe meine eigenen Pläne.“

Vor drei Jahren war er zum letzten Mal daheim gewesen. Zwischendurch hatte er seine Mutter nur einmal kurz gesehen, als sie in Bad Nauheim zur Kur weilte. Händeringend hatte sie ihn damals gebeten, mit dem Vater doch wieder Frieden zu schließen.

Aber eiskalt, wie er in solchen Situationen reagieren konnte, hatte er das Gespräch mit einer heftigen Handbewegung abgebrochen: „Mama, falls du Wert darauf legst, daß ich in den nächsten drei Minuten noch hier bin, möchte ich kein Wort mehr über diese Angelegenheit hören.“

Erschüttert hatte sie ihn angesehen: „So sehr haßt du deinen Vater!“

Er hatte unwillig abgewinkt. „Haß setzt ein Gegenüber voraus, dein Mann aber ist für mich überhaupt nicht mehr da.“

Wie ein glühendes Eisen hatte sie dieser Satz berührt, doch sie hatte nichts mehr einzuwenden gewagt.

Nun zog er den Brief heraus und faltete ihn auseinander. Mit zusammengekniffenen Augen überflog er das Geschriebene: „Mein lieber Junge! Trotz unseres Gesprächs in Bad Nauheim, das mir so gar keine Hoffnung gegeben hat, möchte ich Dich dennoch herzlich bitten: Schreib ihm wenigstens einen kurzen Gruß zu seinem 65. Geburtstag. Du kennst ihn ja. Er ist zu stolz, seine wahren Gefühle zu zeigen, aber ich habe den Eindruck, daß ihm eure Trennung doch schwer zu schaffen macht.“

„Undsoweiter, undsoweiter“, spöttelte er und faltete den Brief wieder zusammen.

Er winkte die Kellnerin herbei. „Noch eine kalte Ovo, und dann möchte ich zahlen.“ – „Gern“, lächelte sie.

Drüben zwischen den Häusern und Bäumen blitzte ein Stück des Briener Sees wie eine glühende Messingplatte herüber. Über das Jungfraumassiv legte sich ein schwacher rosa Schimmer, und hoch oben im Blau des Himmels kreisten einige Raubvögel.

Roland Seeger nahm dieses großartige Bild mit Dankbarkeit auf, nur hatte er keine konkrete Adresse, an die sich sein Dank richten konnte. Hinsichtlich seiner Lebensphilosophie hatte sich bei ihm nichts geändert. Noch immer war er von Nietzsches Ideen fasziniert, und auch Sartre mit seiner Menschenverachtung hatte inzwischen sein Denken und Leben nachhaltig geprägt.

Dem Menschen als gemeine „Marmelade“, wie es dieser französische Denker formuliert hatte, stand die makellose Schönheit einer Welt gegenüber, die alle Erbärmlichkeit des Schlammkriechers Mensch um so klarer ins Licht stellte. Ganz beson-

ders die gewaltige, erstarrte Welt der Berge. Nicht vergeblich hatte es Nietzsche stets in sein geliebtes Sils-Maria gezogen. Dort, so hatte er sich einmal in einem Brief geäußert, hoffe er einmal zu sterben.

Roland Seeger war drei Tage lang den Spuren Friedrich Nietzsches nachgereist und hatte die überwältigend schöne Landschaft des Oberengadins in sich aufgesogen. Quer durch die Schweiz hatte ihn seine Reise geführt, über Zürich, Chur, Lenzerheide, dann den Julierpaß hinauf.

In gestochener Klarheit hatte sich dieses Paradies vor seinen Blicken ausgebreitet. Der leuchtend blaue Silvaplanner See mit seinem sanft geschwungenen, von herrlichen Föhren und Lärchen bestandenen Ufersaum. Das ganze Panorama war überflutet von dem beinahe übernatürlich reinen, klaren Licht des Himmels, und auf der Fläche des Sees hatten sich leicht zitternd die Berge gespiegelt. Hier also hatte sich Friedrich Nietzsche vor neun Jahrzehnten niedergelassen.

Beinahe wie dieser Weltentrückte von der erhabenen Musik Beethovens, die er auf Cassetten stets mit sich führte, war Roland durch den malerischen Ort Silvaplana gefahren und dann rechts in Richtung Malojapfaß abgebogen.

Lange und regungslos, beinahe andächtig, hatte er vor dem Nietzsche-Gedenkstein gestanden. Hier in dieser Urlandschaft hatte der Philosoph also zu seiner Schau der Dinge gefunden. Solch eine Landschaft, mußte sie nicht geradezu inspirieren?

Auch Roland Seeger hatte sich der schweigenden Bergwelt ausgesetzt, hingegeben, ja, völlig ausgeliefert. Nur einmal war urplötzlich ein Lied aus seiner Kindheit in ihm aufgestiegen, so unmittelbar und

wichtig, daß er darüber zutiefst erschrak: „Du großer Gott, wenn ich die Welt betrachte, die du geschaffen durch dein Allmachtswort ...“

Doch er hatte diesen Gedankenketten sofort niedergedrungen: „Nur nicht sentimental werden! Ein Zufall hat die Materie so erkalten lassen. Schöpferhände sind dabei nicht im Spiel gewesen!“

In Pontresina hatte er übernachtet und war am anderen Morgen zurück nach Adelboden gefahren.

Seine Gedanken hielten ihn so gefangen, daß er leicht zusammenzuckte, als die Kellnerin die Ovo vor ihn hinstellte.

„So in Träumen versunken, der Herr?“ fragte sie lachend.

„Kunststück, bei dieser Landschaft und dieser Bedienung“, gab er schelmisch zurück, und sie blickte in echter oder gespielter Verlegenheit zur Seite.

Er zog sein Portemonnaie, zahlte und legte noch ein reichliches Trinkgeld auf den Tisch.

Sie trippelte in zierlichen Schritten davon. Roland Seeger sah ihr nach und atmete tief durch.

„Vierzig Jahre, mein Junge, hast du bereits auf deinem Lebenstacho, und von nun an geht's berg-ab.“

Fast hätte er diesen Satz laut ausgesprochen. Vor der blankgeputzten Panoramascheibe tanzten Schwärme von Mücken. Wieder glitten Roland Seegers Blicke über die Decke mit den überdimensionalen Schmetterlingen. Was war eigentlich der Unterschied zwischen den Menschen und diesen schillernden Insekten? Der kleinste Hauch, der geringste Kälteschauer ließ auch den Menschen erstarren und im Nichts aufgehen.

Roland Seeger schob seinen Stuhl zurück und trat hinaus auf die Aussichtsterrasse des Cafés. Er blickte über die Dächer der Stadt, dann hinunter auf die lebhaft befahrene Hauptstraße. Gerade ratterte eine Pferdekutsche, mit Touristen besetzt, am Hotel vorbei.

„Schmetterlinge, die nur ein bißchen das Licht genießen wollen.“ Er wandte sich von der Brüstung ab. Nur ein wenig Mut, ein kleiner Schwung, und er würde aus dem Licht dieses Sommernachmittags in die Nacht hineinfallen, fuhr es für einen kurzen Moment durch seinen Kopf. Doch sofort hatte er sich wieder im Griff. „Nur was schwach ist, das soll man stoßen“, so hatte Nietzsche gesagt. „Die Starken bleiben der Erde treu. Dieser herrlichen Erde mit ihrem Geruch und der weiten Freiheit!“

In der nächsten Viertelstunde bummelte Roland Seeger noch etwas durch den Trubel der von lebenshungrigen Menschen überfluteten Stadt. Als er kurze Zeit später mit seinem chromblitzenden Opel in Richtung Spiez fuhr, lag die Sonne wie ein glühender Ball am Horizont. Der Thuner See, der sich wie eine weite Schale hinter einer Kurve öffnete, schien in einem Meer von Feuer und Glanz zu ertrinken.

Er schaltete das Radio ein. Noch vier Tage blieben ihm dort oben in Adelboden. Seit einigen Jahren schon suchte er dieses einzigartige, von Bergen eingeschlossene Stückchen Erde immer wieder auf. Diese himmlische Ruhe, das weite Tal mit seinen Spazier- und Wanderwegen, den rauschenden Bergbächen und grünen Weiden, war einfach sagenhaft, um sich vom Getriebe der Großstadt zu erholen.

Nach einer knappen Stunde tauchte das Ortschaftschild „Adelboden“ auf. Aus einigen Chalets, die

am Wiesenhang klebten, leuchtete gelbes Licht in breiten Streifen über die steilen Hänge.

Oben in der Ortsmitte stand das Hotel, in dem Roland schon seit Jahren seinen Urlaub verbrachte. In seinem Zimmer angekommen, warf er sich aufs Bett und verschränkte beide Arme hinter seinem Kopf.

„Vierzig Jahre“, murmelte er vor sich hin. „Die schönsten Jahre hast du hinter dir. Nun ist die Grenze erreicht.“

Er richtete sich auf und schwang sich von seinem Lager. Lange stand er am geöffneten Fenster und dachte nach. Alles bleibt unverändert. Der Wildstrubel mit seinem langen, markanten Grat, der tosende Wasserfall von der Engstligenalp, das Rauschen des nahen Wildbaches, nur die Eintagsfliege Mensch geht der Auflösung entgegen.

Dieses Sein zum Tode warf selbst über die glücklichsten Stunden unheimliche, rätselhafte Schatten. Und jeder starb seinen Tod ganz allein. Was bedeutete da das kurze Zwischenspiel des menschlichen Miteinander oder Gegeneinander?

Plötzlich sah er die Augen seiner Mutter vor sich: Gegeneinander! War nicht das ihr eigentlicher Schmerz, dieses Gegeneinander zwischen ihm und seinem Vater? Er hörte ihre leicht heisere Stimme. Eine seltsame Unruhe kam über ihn. Er knipste das Licht an und näherte sich dem Tisch.

„Gut, Mutter, damit du dich beruhigst, ich werde Vater einen kurzen Brief schreiben.“

Er zog die Schublade auf und holte Briefpapier und einen Umschlag hervor. Doch dann legte er beides wieder hinein. Eigentlich dürfte es ein Kartengruß auch tun. Am besten, er nahm eine Karte von

Adelboden. Drüben auf dem Nachttisch lag noch eine. Aber was sollte er schreiben?

Plötzlich kam ihm die bekannte Szene aus Faust I in den Sinn: „Geschrieben steht: Im Anfang war das Wort! Hier stock ich schon! Wer hilft mir weiter fort?“

Er fuhr mit der Hand durch sein dichtes Haar. „Ja, wer hilft mir weiter fort? – ‚Lieber Vater!‘“ Er schüttelte seinen Kopf. „Nein! Nur ‚Vater‘? Oder noch nicht mal das!“

Auf einmal stand sie wieder vor ihm, jene Szene vor über dreißig Jahren; jener Augenblick, der ihn wie eine trübe Wolke durch seine Kinder- und Jugendzeit begleitet hatte. Und nichts davon war ausgelöscht. Wie ein Frost war es damals über ihn gekommen, und nichts hatte die Kraft gehabt, die Eiswand zwischen ihm und dem Vater wegzutauen.

Energisch schob er den Stuhl zurück. „Das ist Nötigung, Mutter, du verlangst zu viel. Ich schreibe nicht! Bloß nicht schwach werden; denn Schwäche bringt in Abhängigkeit, und Abhängigkeit zerstört die Freiheit, Unfreiheit aber lähmt den Willen. Nein, ich schreibe nicht. Jetzt nicht, morgen auch nicht – ich lasse es ganz sein!“

Er sprach mit lauter Stimme, als ob noch jemand bei ihm im Zimmer wäre. „Ich werde hinunter ins Hotel Bären gehen. Ich brauche Gesellschaft, und außerdem habe ich heute Geburtstag. Das muß doch gefeiert werden. Es sind ohnehin nur noch wenige Tage, dann hat mich die Treitmühle wieder, aber wichtig ist, daß man sich nicht treten läßt, sondern daß man selbst tritt!“

Er wischte die Ansichtskarte vom Tisch und verließ mit schnellen Schritten sein Zimmer.

Kapitel 5

Am nächsten Morgen wanderte Roland Seeger durch den stillen Kurort, und jeder Briefkasten, an dem er vorbeikam, erinnerte ihn an den Wunsch seiner Mutter, doch den Vater an seinem 65. Geburtstag nicht zu vergessen.

Gestern abend hatte er noch lange mit einigen Schweizern am Tisch gegessen und sich mit ihnen unterhalten. Zuletzt waren sie noch auf die Politik zu sprechen gekommen, und Roland Seeger hatte sich darüber gewundert, wie gut sie über ihr Nachbarland Deutschland informiert waren.

Lange nach Mitternacht hatte er noch wach in seinem Bett gelegen und die verflossenen vier Jahrzehnte an sich vorüberziehen lassen. Wie in seine Existenz eingemeißelt, hatte auch jener Abend vor ihm gestanden, an dem zwischen ihm und seinem Vater alles zerbrochen war.

Obwohl inzwischen mehr als dreißig Jahre ins Land gegangen waren, hätte er noch alle Szenen malen können. Warum nur verstand seine Mutter ihn nicht? Sie hatte es doch damals am schwersten getroffen! „Man muß verzeihen können“, so hatte sie nur immer wieder gesagt, sooft das Gespräch darauf kam.

Gut, sollte sie handeln, wie sie meinte handeln zu müssen, aber er konnte und wollte nicht mehr hinter jene Stunde zurück.

Irgendwie fühlte er sich entlastet, als er am nächsten Morgen, dem Geburtstag seines Vaters, erwachte. Nun war die Sache endlich ausgestanden. Für einen kurzen Moment dachte er an die letzte

Möglichkeit eines Telefonanrufes, verwarf aber diesen Gedanken so schnell, wie er aufgetaucht war.

Wenige Tage später – er war wieder nach Hannover zurückgekehrt – lag eines morgens der unvermeidliche Brief seiner Mutter zwischen der anderen Post. Er schlitzte den Umschlag auf und zog mit spitzen Fingern das gefaltete Blatt heraus.

Sie warf ihm genau das vor, was er schon erwartet, ja, befürchtet hatte. Schon die Anrede ließ ihren innerlichen Wetterumschwung erkennen. Es hieß nicht wie üblich „Mein lieber Junge“, sondern einfach „Lieber Roland“. Dann sofort der bedauernd-vorwurfsvolle Einstieg „leider“. Es stand sogar zweimal da: „Leider, leider haben wir vergeblich auf einen Gruß von Dir gewartet. Vater war an diesem Morgen so unruhig, und ich wußte, woher diese Unruhe kam. Immer wieder trat er ans Fenster und schaute nach dem Postboten aus. Beim Mittagessen platzte er dann heraus: ‚Mit einer Karte habe ich doch wenigstens gerechnet!‘

Ich weiß, lieber Roland, Mitleid ist Dir fremd, aber Deine Kälte hat uns alle getroffen. Uschi meinte auch ...“

Roland Seeger zischte wütend durch die Zähne: „Natürlich wieder diese Verwandtschaftskommentare!“

Er legte den Brief auf die Tischplatte und schob ihn von sich. „Rührseliger Schmarren!“

Erst einige Stunden später las er den Brief doch noch zu Ende. „Nüchtern bleiben und nicht explodieren!“ gebot er sich selbst, als er die restlichen Zeilen überflog.

„Beim Mittagessen“, so schrieb seine Mutter weiter, „war uns hundeelend zumute. Erst als zum Kaf-

fee Uschi und Walter mit den zwei Kleinen erschienen, änderte sich die Stimmung etwas. Was Du an Deinem Vater versäumt hast, haben seine Enkel ein wenig ausgeglichen. Marianne, die Älteste von Uschi, hat Opa ein langes Gedicht aufgesagt, und wir haben uns alle sehr gefreut.

Als Uschi fragte, ob Du zu Vaters Ehrentag geschrieben hättest, bemerkte sie an unserem peinlichen Schweigen, was es geschlagen hatte.“

„Ehrentag!“ höhnte er, während seine Blicke über die letzten Zeilen rasten: „Ich wünsche Dir viel Freude in Deinem Beruf, aber daß wir über Dein Verhalten mehr als enttäuscht sind, sollst Du wenigstens wissen. Mir zuliebe hättest Du Dich doch nun dies eine Mal überwinden können.“

Roland Seeger zerriß den Brief in tausend kleine Fetzen und ließ die Schnippel in den Papierkorb rieseln.

„So nicht, Mutter! Nicht mit diesem schulmeisterlichen Ton! Der bewirkt bei mir höchstens das Gegenteil.“

Seltsamerweise fand er jedoch sein inneres Gleichgewicht nicht so schnell wieder wie gewohnt. Er mußte feststellen: Briefe kann man zwar zerreißen oder verbrennen, aber Gedanken, wenn sie sich erst einmal eingenistet haben, lassen sich nicht so einfach vertreiben.

Als er später in seinem hellen, komfortablen Büro saß, beschäftigte ihn der Inhalt des Briefes noch immer. Er fing doch nicht etwa an, schwach zu werden?

Wie ein gefangenes Tier lief er in dem Raum auf und ab. Er trat an das Fenster und blickte hinunter in den Stadtpark, der sich vor dem Gebäude aus-

dehnte. Unter dem dichten Blätterdach eines Kastanienbaums auf einer Bank saß eine junge Frau in Trauerkleidung. In Gedanken versunken beobachtete er, wie sie sich zu einem kleinen blonden Jungen hinabbeugte, der in einem Rollstuhl saß und eifrig auf sie einredete. Jetzt zog die Frau den Rollstuhl näher an sich heran und umarmte den Kleinen.

Diese Szene erregte Roland Seegers Widerwillen. „Man soll das Verhängnis in Ehren halten, das zum Schwachen sagt: ‚Geh zugrunde!‘“ Wie von einem Pfeil aus der Finsternis wurde er von diesen gehässigen Nietzscheworten getroffen.

Er sah die mageren Ärmchen des Kleinen um den Hals der Mutter, und irgendwie kam ihm Nietzsche mit einem Male seltsam farblos vor. Ob der Philosoph in seinen Haßtiraden nie gespürt hatte, daß die Sprache, so schillernd sie auch gehandelt wurde, gegen die Wirklichkeit des tatsächlichen Lebens hoffnungslos abfiel?

Aber noch eine andere Empfindung stieg in ihm empor. Es war Neid – ja purer Neid, daß dieses Kind da unten geliebt wurde! Geliebt, nicht weil es stark und überlegen war, sondern weil es schwach und hilflos in seinem Rollstuhl lehnte. Roland Seeger wehrte sich gegen den in ihm aufkeimenden Neid. Was hatte er denn mit den beiden dort unten zu tun!? Ärgerlich wandte er sich vom Fenster weg und versuchte, sich auf seine Arbeit zu konzentrieren.

In den folgenden Sommertagen tauchte die Frau, die er an jenem Nachmittag zum ersten Mal bemerkt hatte, regelmäßig mit dem Rollstuhl auf und wählte immer die gleiche Bank unter der dicken Kastanie.

„Verrückt, was gehen mich diese Frau und ihr Krüppel denn eigentlich an?“ fragte er sich manchmal, und er verstand sich selbst nicht mehr.

Trotz aller Gegenwehr zog es ihn jeden Tag mit unerklärlicher Gewalt ans Fenster. Die beiden da unten ahnten dabei nichts von dem elegant gekleideten Mann, der sie seit Tagen von oben herab beobachtete.

Eines morgens brachte Roland Seeger sogar ein Fernglas mit. Er öffnete das Fenster einen Spaltbreit und stellte das Glas scharf ein. Da waren die beiden – ganz nahe!

Er sah ein blasses kleines Gesicht, blonde Locken und ein Paar klare Kinderaugen. Voller Vertrauen schauten sie zu dieser Frau auf. Er spürte erneut, wie ein unerklärlicher Haß auf dieses Kind in ihm hochstieg. Die schmale Gestalt der Frau wandte ihm den Rücken zu, so daß er ihr Gesicht nicht sehen konnte. Ihre zärtlich streichelnden Hände entgingen ihm jedoch nicht. Sollte die Liebe, so grübelte er widerwillig, am Ende doch eine größere Macht sein als Haß und Verachtung? Warum hatte Friedrich Nietzsche sich dann dem Überbarmherzigen, Übermitleidigen mit allen Fasern seiner Existenz entzogen? – Liebe, ganz gleich, ob sie von einem Gott oder von einem Menschen kommt, macht abhängig, verpflichtet zu Dank – darum!

Dieser Preis aber ist zu hoch: Man bezahlt mit der Freiheit. Kriechen als Gymnastik aller Gottesverehrer! War solch eine gekrümmte Haltung nicht der schwerste Schlag gegen den Über- und Herrenmenschen, wie Nietzsche ihn verkündigt und gewollt hatte?

Roland Seeger versuchte auf seine Weise, Nietz-

ches Gedanken in seinem Leben umzusetzen. Um so unbegreiflicher war es ihm, daß diese zwei Fremden sein inneres Gleichgewicht so durcheinanderbrachten.

Am nächsten Tag wartete er schon ungeduldig auf die beiden, aber sie tauchten nicht auf. Nur mit Mühe konnte er sich auf seine Arbeit konzentrieren. Immer wieder stand die Gestalt des Kleinen vor ihm; diese hellen Kinderaugen und das Vertrauen darin. Jeden Abend, auf dem Heimweg durch die Stadt, hoffte er die zwei irgendwo zu erspähen.

Tauchte nicht irgendwo der Rollstuhl auf, dieses Gefährt menschlicher Ohnmacht und Erbärmlichkeit? Es war zum Stoßen, zum Wegstoßen wie geschaffen, noch mehr aber zum Halten, zum Heranziehen. Es kam nur darauf an, wer mit solch einem Rollstuhl umging. Die Mutter, die ihn vor sich herschob, stieß ihn nicht weg. Für sie gab es keine kostbarere Fracht als ihren kleinen gelähmten Sohn.

Roland Seeger wischte sich unwillig über die Stirn, als könne er damit auch diese Gedanken wegscheuchen.

Am Abend saß er in seiner gemütlichen Wohnung und griff nach Nietzsches „Zarathustra“, seiner „heiligen Schrift“, wie er dieses Werk nannte. Er versuchte abzuschalten, oder besser noch, umzuschalten. Er vertiefte sich in den Abschnitt, wo Zarathustra aus seiner zehnjährigen Bergeinsamkeit herab zu den Menschen steigt. Unterwegs im undurchdringlichen Wald trifft er den Heiligen, einen Wald-einsiedler, der sich zurückgezogen hat, um nur noch Gott zu lieben.

Nachdenkend und grübelnd las Roland Seeger das Selbstgespräch Zarathustras, seine Verwunde-

rung darüber, daß dieser Heilige in seinem Wald noch nichts vom „Tode Gottes“ gehört hatte.

Er klappte das Buch zu. Plötzlich begann ihm alles zu schwimmen, fragwürdig zu werden. „Papier ist geduldig.“ Wie oft hatte er diesen Satz zynisch und überlegen auf das Zeugnis der Bibel angewandt. Worauf aber hatten die Philosophen ihre Gedanken geschrieben? Doch auch nur auf Papier. Mußte also nicht auch bei ihnen der gleiche Maßstab angelegt werden wie bei den Schreibern der Bibel?

Und Zarathustra! Wer hatte ihm denn eigentlich den Tod Gottes gemeldet? Wer garantierte dafür, daß die Gedanken Friedrich Nietzsches mehr als Gedankengebilde waren, so wie er es den Christen vorwarf? Auch Schaum vor dem Mund konnte schließlich eine Behauptung nicht zur Wahrheit machen!

Nietzsche war in seinen sogenannten besten Jahren in die Nacht des Wahnsinns entrückt worden. Wenn Gott aber doch lebte, war dann nicht schon sein ‚normales Leben‘ Wahnsinn gewesen?

„Junge, du spinnst ganz schön“, sagte Roland Seeger zu sich selbst. „Gib acht, daß deine Fundamente nicht unterspült werden. – Fundamente! Was für welche eigentlich?“

Er erhob sich aus dem Sessel und ging zum Telefon. Vielleicht hatte Angela, die schmissige Bedienung von der neuen Bar um die Ecke, heute abend ein wenig Zeit für ihn. Seit ein paar Wochen unterhielt er eine lockere Freundschaft zu ihr.

„Wer ist da?“ kratzte die Stimme am anderen Ende ziemlich ungemütlich. Roland Seeger zog seine Mundwinkel verächtlich herunter. Ohne sich zu

melden, legte er den Hörer wieder auf die Gabel. Er stellte seinen Fernseher an, dann öffnete er seine Hausbar. „Wer Sorgen hat“, beruhigte er sich selbst, „hat auch Likör.“

Kapitel 6

Am Mittwoch darauf saßen die beiden wieder auf der Bank. Die junge Frau hatte den Rollstuhl nahe an sich herangezogen und las dem Kleinen etwas vor.

Roland Seegers Hände zitterten, als er das Fernglas hob. Seine Empfindungen waren an diesem Nachmittag schwer und dunkel wie die heranziehenden Gewitterwolken.

Plötzlich zuckte ein gleißender Blitz hinab zum Horizont, gefolgt von dumpfem Donnern. Ängstlich blickte der Kleine in die Höhe. Da fielen wie große trübe Perlen auch schon die ersten schweren Tropfen durch das von heftigen Windböen geschüttelte Blätterdach.

Die Frau sprang erschrocken auf. Die Schleusen des Himmels öffneten sich. Der Beobachter an seinem Fenster sah, wie der Asphalt unten schlagartig dunkelglänzend wurde vor Nässe und sich auch schon die ersten trüben Wasserbäche durch die Straßenrinne ergossen. Entschlossen wandte er sich vom Fenster ab und stürmte, den Lift außer acht lassend, das Treppenhaus hinunter, durch die große leere Empfangshalle, hinaus in den strömenden Regen.

„Kommen Sie hierher!“ schrie er der Frau entgegen.

Sie eilte mit dem Rollstuhl auf das Gebäude zu. Wortlos nahmen sie den Rollstuhl mit der leichten Last zwischen sich und hoben ihn die paar Stufen empor.

„Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen ganz herzlich!“ stieß die junge Frau außer Atem hervor.

Roland Seeger horchte überrascht auf. Woher kannte er denn diese Stimme?

Sie schob mit einer leichten Bewegung den dünnen Trauerflor über ihren Hutrand, und ihre Blicke trafen sich. Roland Seeger wischte sich über die Augen, aber das Bild blieb. Für Sekunden kämpfte er gegen einen Schwindelanfall. Das war doch nicht möglich. Er sah ihre aufgerissenen braunen Augen. Ja, sie war es! Auch die Frau war ein einziges Abbild fassungslosen Erstaunens.

„Karin, du bist es, du, Karin!“

Der Kleine starrte verängstigt auf seine Mutter und den Fremden. Ihre Antwort war kaum mehr als ein Hauch: „Du hier, Roland! Ich denke du bist ...“

„Schon lange nicht mehr, Karin. Ich habe schon vor Jahren bei der alten Firma gekündigt.“

Draußen fegten Regenböen gegen das Eingangsportal, und Blitz auf Blitz zuckte vom Himmel hernieder. Die Frau fühlte die Kinderhand auf ihrem Arm. Sie sah den fragenden Blick ihres Jungen. Warum hatte dieser fremde Mann seine Mutti Karin genannt? Die Frau verstand die stumme Frage. „Wir kennen uns von früher, Hannes. Von ganz früher“, fügte sie hinzu.

„Ja, von früher“, wiederholte Roland Seeger, und seine Stimme kam ihm vor wie die eines Fremden.

„Daß ich dich noch einmal wiedersehen würde, Karin!“ Sie sahen sich stumm und ein wenig unsicher an. Schließlich deutete er noch immer leicht verwirrt auf den Lift am anderen Ende der Halle: „Kommt doch kurz mit nach oben in mein Büro – das heißt, falls ihr Zeit habt.“

Sein Blick streifte flüchtig ihre rechte Hand. Er bemerkte die zwei breiten, goldenen Ringe. „So

jung und schon Witwe“, dachte er, und beinahe hätte er seine Gedanken ausgesprochen.

Die Frau hatte sich umgewandt und sah hinaus in den Gewitterregen. Roland Seeger berührte sie leicht an der Schulter. „Karin, tu mir doch den Gefallen und kommt.“

„Ach nein, du bist sicher sehr beschäftigt, Roland“, gab sie zurück. „Laß uns hier unten warten, bis der Regen vorüber ist, dann gehen wir wieder. Nicht wahr, mein Junge?“

Der Kleine nickte etwas zaghaft. Offensichtlich wäre er gern mit dem Fremden, den seine Mutter kannte, noch ins Büro gegangen.

„Karin, bitte. Der Kleine wird sicher Durst haben.“

Zum ersten Mal wandte er sich dem Kind zu und sah in dessen blaue Augen. Wie gut er diese Augen von seinem Beobachtungsposten her schon kannte! „Sicher hast du Durst.“

Der Junge im Rollstuhl nickte eifrig: „Ja, schon ein wenig.“

„Das trifft sich gut. Ich hab oben nämlich noch Traubensaft und Limonade, was du möchtest.“

Er wandte sich der unschlüssig abwartenden Frau zu. „Bitte, Karin ...“

„Also gut“, lenkte sie schließlich ein.

Sie schoben den Rollstuhl durch die Empfangshalle, dann trug sie der Fahrstuhl hinauf in den fünften Stock.

In seinem Reich war Roland Seeger sofort wieder der alte Kavalier. Es war ihm nur recht, daß er jetzt Geschäftigkeit vortäuschen konnte. Die Frau sollte auf keinen Fall bemerken, wie aufgewühlt er innerlich war.

„Setz dich bitte.“

Sie dankte und zog den Rollstuhl nahe an sich heran. „Schön hast du es hier, Roland“, bemerkte sie.

Die ganze Situation wirkte auf sie seltsam unwirklich, doch wie der Regenschauer gegen die großen Fenster peitschte bestätigte ihr, daß sie nicht träumte.

„Alles nur Schale“, grinste er und verzog seine Lippen, genau wie er es früher getan hatte.

Sie spürte fast instinktiv, daß er in den knapp sieben Jahren nicht glücklicher geworden war. Sie suchte seine Hände.

Er bemerkte dies und zuckte vielsagend mit seinen Schultern. „Ich bin noch immer ledig. Du kennst mich ja ...“

Die letzten Worte flüsterte er beinahe resigniert, so daß sie ihn kaum verstehen konnte. Sie wandte ihren Blick zur Seite, wobei sie ein leichtes Erröten nicht verbergen konnte.

„Ich hol uns jetzt erst mal was zu trinken“, wich er aus und machte sich in der Nähe seines Schreibtisches am Wandschrank zu schaffen.

„Was wollt ihr denn haben?“ fragte er und drehte sich nach den beiden um.

Hinter der Schiebetür, vor dem Hintergrund eines noblen, mit Messing ausgeschlagenen Regals, wurde ein Arsenal von Flaschen sichtbar.

„Bring mir, was der Kleine bekommt!“ rief ihm Karin zu.

„Gut, trinken wir alle Traubensaft.“

Er goß drei Gläser voll und stellte sie auf ein ovales silbernes Tablett. Wie ein Kellner tänzelte er heran und stellte die Getränke vor die beiden hin.

Der Kleine trank in langen Zügen. Er war nicht nur durstig, sein Blick verriet auch Müdigkeit.

„Willst du dich nicht ein wenig hinlegen, Junge? Bei diesem Regen könnt ihr doch nicht heim.“

Dankbar sah der Kleine zu ihm auf, als Roland Seeger ihn vorsichtig aus dem Rollstuhl hob und auf das große lederne Sofa seiner Büro-Polstergruppe legte. Sogar eine Wolldecke war vorhanden, Requisit so mancher durchgearbeiteten Nacht.

Karin sah ihm nachdenklich zu. Sie war verwundert, daß dieser kühle Mann, den sie in Erinnerung hatte, solch eine Fürsorge entwickeln konnte.

Als er sich wieder erhob, trafen sich ihre Blicke, und für einen kurzen Moment sahen sie sich wortlos an. Roland Seeger stellte fest, daß sie noch immer eine schöne Frau war. Nur schmaler war sie geworden, und unter ihren Augen lagen bläulich schimmernde Ringe.

Sie bemerkte seinen prüfenden Blick, und mit einem Seufzer wandte sie ein:

„Wir werden nicht jünger, Roland. Das Leben kann manchmal hart zuschlagen.“

Er sah an ihr vorbei. Obwohl er glaubte, daß sie mit den harten Lebensschlägen mehr ihre letzten Jahre meinte, ihren Witwenstand und den kranken Jungen, so konnte er doch nicht umhin, die Tatsache anzuerkennen, daß er sie vor nahezu acht Jahren auf den steinigen Weg gestoßen hatte.

Schon stieg in ihm eine Art Schuldgefühl hoch, aber dann schaltete er überraschend schnell um. Anderen gegenüber Schuld zu empfinden, war ein Zeichen von Schwäche und schwach werden, das gab es nicht.

„Erzähl mir von dir, Karin“, forderte er sie auf.

„Du mußt ja einen besonders schweren Schicksals-schlag erlitten haben. So jung und schon Witwe, dann ...“ Er blickte auf den Kleinen, der inzwischen eingeknickt war, und sie wußte seinen Blick sofort zu deuten.

„Damit hast du recht, Roland. Es war eine ganze Steinlawine. Viel hätte nicht gefehlt, und ich wäre darunter begraben worden. Aber damit will ich dich jetzt nicht belasten, und zudem ist es Zeit, daß ich aufbreche.“

Die junge Frau nahm noch einen Schluck Traubensaft, während Roland Seegers Blick bittend auf ihr ruhte: „Erzähl mir doch bitte mehr von dir. Wenn nicht der Platzregen gekommen wäre, säßet ihr auch noch unten auf der Bank.“

Sie sah ihn erstaunt an.

„Ja, Karin, ich habe dich und den Kleinen schon seit Tagen beobachtet, allerdings ohne zu ahnen, wer sich hinter der Dame in Schwarz verbarg.“

„Seit wann ziehen ihn die Schwachen an?“ durchfuhr es sie.

„Aber erzähl mir weiter, wenigstens das Wichtigste“, drang er in sie.

„Gut, Roland, aber ich kann dir versichern, es ist keine unterhaltsame Geschichte.“

„Was ist das schon, unterhaltsam!“ entgegnete er. „Auch ich habe in den verfloßenen Jahren erfahren, daß die Zeit nur an leere Ufer schlägt.“

„Immer noch Nietzsche, Roland?“ fragte sie, und er bemerkte in ihren Augen ein seltsames Aufleuchten.

„Hast du etwas Besseres zu bieten, Karin?“

„Darf ich dir verschlüsselt antworten, Roland?“

„Wie du willst, Karin, Hauptsache, du antwortest.“

Sie trank das Glas leer, dann sah sie ihn mit ihren braunen Augen voll an: „Und er ging hin, verkaufte alles, was er hatte und kaufte die Perle.“

„In der Tat eine Überraschung“, platzte Roland Seeger heraus, „falls du mit diesem verschlüsselten Satz deine ‚Himmelfahrt‘ angedeutet haben solltest.“

„So könnte man es auch nennen, doch ich will der Reihe nach erzählen. Sicher kannst du dich noch an den Abend erinnern, als ich dich in dem Restaurant verließ. Ich habe damals den Rest der Nacht durchgeweint. Ich konnte einfach nicht mehr. Ich war am Ende.“

Als du mich in den darauffolgenden Wochen verschiedentlich noch anzurufen versuchtest, habe ich gezittert, gezittert davor, schwach zu werden. Ich wollte dich vergessen, aber wenn ich abends durch die Straßen irrte, begleitete mich die Erinnerung wie ein Schatten.

Und so bin ich aus Hannover geflohen. Ich fand eine Arbeit im Ruhrgebiet, in Dortmund. Dort lernte ich auch Karl, meinen Mann kennen. Er hat sehr um mich geworben, aber zunächst ...“, sie zögerte, „zunächst war ich von Männern bedient.“

„Verständlich“, bemerkte Roland ohne jegliche Ironie.

„Aber mit der Zeit merkte ich, daß Karl mich wirklich liebte. Wir trafen uns zu einem gemeinsamen Ausflug, und so hat es angefangen. Ich habe ihm alles erzählt, auch von meinem Verhältnis mit dir.“

Roland Seeger gratulierte sich insgeheim, daß sie jetzt seine Gedanken nicht lesen konnte. Er haßte diesen Toten, und – so paradox es war – er kam sich beinahe betrogen vor.

Die Erzählende ahnte nicht, was ihr Gegenüber bewegte. Unbefangen berichtete sie weiter. „Auch Karl hatte schon eine Enttäuschung hinter sich. Wir nannten uns gebrannte Kinder, die es einmal miteinander versuchen wollten. Und es war ein gelungener Versuch. Wir waren beide sehr glücklich.“

Bei diesen Worten konnte sie eine gewisse Rührung nicht unterdrücken, und Roland Seeger war beinahe geneigt, ihr nachzufühlen. Doch dann fuhr sie fort: „Wir hatten kirchlich geheiratet, und in der ersten Zeit ging ich sogar in einen christlichen Frauenkreis. Doch dann stieg ich wieder aus. Ich brauchte das alles nicht. In der Folge begnügten wir uns mit unserer Zweisamkeit. Das Glück rundete sich dann gewissermaßen ab, als vor über sechs Jahren unser Sonnenschein, Hannes, geboren wurde.“

Zärtlich streiften ihre Blicke den schlafenden Jungen. „Karl war ein geschickter Monteur. Er war viel auswärts, aber ich hatte ja noch den Kleinen. Dann kam vor elf Monaten dieser schreckliche Tag.“

In ihr kurzes Schweigen hinein meldete er sich feinfühlig: „Karin, wenn es dir zu schwer wird, dann brich hier ab.“

Sie schüttelte den Kopf. „Es geht schon. Außerdem steht dieser Tag immer wieder vor mir, auch wenn ich nicht darüber spreche.“

Beide blickten auf den schlafenden Jungen, dann berichtete sie weiter: „Wenn Karl von der Montage heimkam, war das natürlich immer ein großer Freudentag. Besonders Hannes drehte vor Freude fast durch. Für den Kleinen war es jedesmal ein Erlebnis, wenn er mit Papi zusammensein oder gar ausgehen durfte.“

An jenem Morgen, als das Furchtbare passierte,

waren die beiden zum Einkaufszentrum außerhalb der Stadt gefahren. Kurze Zeit darauf schrillte das Telefon. Eine fremde Männerstimme meldete sich. Ein Lieferwagen hatte die Vorfahrt nicht beachtet, und Karl ... Bei mir drehte sich alles.

Eine halbe Stunde später stand ich am Totenbett meines Mannes. Ein breites Pflaster zog sich über seine Stirn; sonst nichts. Er lag da, als ob er schlief. Nebenan im Operationssaal kämpften sie um das Leben meines Kindes. In dieser Stunde überfiel mich eine Finsternis, wie sie dunkler nicht mehr hätte sein können; eine rabenschwarze Nacht, nicht die Phantasienacht eines Philosophen, der theoretisch vom Tod Gottes faselt, sondern eine Polarnacht, die meine Seele unter einem Eispanzer erstarren ließ. Und da hat mich eine Stimme unerbittlich aufgefordert: ‚Mach Schluß, mach Schluß!‘ – Kennst du diese Stimmen, Roland?“

Der Mann schüttelte seinen Kopf: „Vielleicht leise, verhalten, aber nicht so massiv und zwingend, Karin.“

„Beinahe hätte ich es getan, damals“, fuhr sie sichtlich erschüttert fort. „Aber schließlich widerstand ich der Versuchung; denn noch lebte ja unser Sohn. Trotzdem war es für mich unfasslich. In meiner Verzweiflung schrie ich zu Gott, aber nicht zum ‚lieben Gott‘ meiner Kinderzeit, sondern – ach, ich weiß selbst nicht mehr!“

Am nächsten Tag – oder war es am übernächsten? – stand plötzlich unser alter Pfarrer vor der Tür. Eine Nachbarin hatte ihn benachrichtigt. Zuerst goß ich all meine Verzweiflung über den Mann aus, der als Vertreter dieses dunklen, unberechenbaren Gottes zu mir kam. Er hörte sich meine Ausbrüche

geduldig an. Ich warf ihm vor, daß mir solch ein ‚Gott der Liebe‘ gestohlen bleiben könne. Dann saßen wir uns im Wohnzimmer gegenüber, und er versuchte mich in dieser schweren Stunde zu trösten.“

Die Frau blickte auf ihre Uhr und erschrak: „Was, schon so spät!“ Aber Roland wehrte ab: „Bitte, jetzt möchte ich den Rest auch noch erfahren!“

„Meine ‚Himmelfahrt‘, wie du dich ausgedrückt hast?“

„Ja, genau das“, nickte er.

Sie schwieg einen Augenblick und versuchte in seinem Gesicht zu lesen, aber es war verschlossen, es drückte keinerlei Empfindung aus. Es fiel ihr sichtlich schwer, jetzt, in diesem Augenblick, von der realen Erfahrung des göttlichen Trostes zu sprechen. Sie fürchtete diese hellen Augen. Würde er ihre Erfahrung überhaupt ernst nehmen?

„Roland“, begann sie zögernd, „von deiner Einstellung her wirst du mein Erleben kaum verstehen, jedoch das Wunder geschah: Ich wurde getröstet, ganz real und zwar von Christus selbst. Ich konnte es fassen, daß dieser Herr lebt, wirklich lebt!“

„Karin“, er sah sie verständnisvoll an, „ich zweifle nicht daran, daß du wirklich getröstet worden bist. Nur, für mich gilt das alte Wort Goethes: ‚Die Botschaft hör ich wohl; allein mir fehlt der Glaube.‘ Du hast in deiner Grenzsituation von Leid und Schicksalsschlägen den Weg nach oben gesucht. Bei mir würden solche Wüstenstunden meine innere Wüste nur noch ausdehnen.“

Karin legte ihre Hand auf seinen Arm. „Roland, eigentlich habe ich den Weg nach oben nicht gesucht; es war mehr ein Finden. *Ich* bin gesucht

worden. Und meine ‚Himmelfahrt‘, wie du es nennst, hatte mit Himmel zunächst wenig zu tun.“

Sie streifte mit einem Blick ihren schlafenden Sohn. „Das Wissen, daß er lebenslang gelähmt bleiben würde, das mußte auch erst verkraftet und angenommen werden. Ich kann dir sagen, nach Karls Beerdigung stieg die Verzweiflung erst richtig hoch. Es war wie der erwachende Schmerz, wenn die betäubende Spritze nachläßt.“

Dann kam der Kleine aus dem Krankenhaus. Er bedurfte all meiner Liebe und Fürsorge. Aber während ich diesen kleinen, hilflosen Körper bemutterte, begriff ich auf einmal, daß nur Liebe diese harte, kalte Welt erlösen kann. Ich lernte Jesus immer besser kennen. Ich fing an, regelmäßig die Bibel zu lesen und bin heute gewiß, daß Gott mein Leben und das meines Kindes in seinen Händen hält.“

Roland Seeger bemühte sich um innere Gelassenheit. Sein Unbehagen hatte sich in dem Maße gesteigert, wie sie ihren Absprung in den religiösen Nebel mit wachsender, beinah unverschämter Gewißheit vortrug. Am liebsten hätte er ihr entgegnet, daß sie eben in ihrer Grenzsituation genau in dem Netz gefangen worden sei, das Friedrich Nietzsche so zornig zerrissen hatte.

War es nur Takt oder eigene Unsicherheit, daß er nicht protestierte? Er wußte es selbst nicht.

Eine Viertelstunde später standen sie unten an der breiten Glastür. Er erfaßte ihre Hand. „Können wir uns mal wiedersehen, Karin, nachdem der Zufall so liebevoll gewürfelt hat?“

Sie blickte ihn mit ihren schönen, großen Augen an: „Was versprichst du dir davon, Roland?“

Mit einer solchen Frage hatte er nicht gerechnet. Die Verlegenheit stand ihm im Gesicht geschrieben.

„Was ich mir davon verspreche? Eigentlich wollte ich mich nur mit dir unterhalten!“

Sie überlegte. „Später vielleicht, Roland. Ich hoffe, du verstehst mich. Es war so unerwartet, unser Zusammentreffen.“

„Das kann man wohl sagen“, gab er zu. „Und ich verstehe dich gut, Karin. Wenigstens gibst du mir keinen Korb. Aber wo wohnst du denn, das heißt, ihr beiden?“

„Nicht weit vom Park entfernt. Nach Karls Tod habe ich es im Ruhrgebiet nicht mehr ausgehalten und bin zurück nach Hannover gezogen. Meine Adresse findest du im Telefonbuch.“

„Okay, aber deinen Familiennamen müßte ich noch wissen.“

Sie lachte. „Karin Meißner, wie das Porzellan!“

Er drückte ihr fest beide Hände. „Vielen Dank, Karin.“

„Ich hab zu danken; denn ohne deine Hilfe wären wir jetzt naß wie zwei Katzen. Und Hannes ist immer schnell erkältet“, sanft weckte sie den Kleinen, „also vielen Dank nochmals und alles Gute.“

„Euch auch alles Gute, auch dir, kleiner Mann.“ Der Junge lächelte und hob sein mageres Ärmchen: „Danke für den Traubensaft, und du kannst uns schon mal besuchen.“ Die beiden Erwachsenen sahen sich an und schmunzelten. Sie trugen den Rollstuhl die vier Stufen hinunter, und Roland Seeger blickte den beiden nach, bis sie zwischen den Büschen im Park verschwunden waren.

Kapitel 7

Große Flocken schwebten leicht aus einem grauen Winterhimmel, und nach und nach legte sich eine weiße Decke über die Dächer und Straßen der Stadt.

Es war heute den ganzen Tag nicht hell geworden, und die Menschen freuten sich an dem Glanz der weihnachtlichen Beleuchtung, die wie in jedem Jahr die Geschäftsstraßen der kleinen Stadt mit ihrem sanften, gelben Licht übergoß. Dicke Girlanden aus Tannengrün, unterbrochen von großen weißen Sternen, schwangen sich über die Fußgängerzone, die an diesem Nachmittag einem geschäftigen Ameisenhaufen glich.

Wesentlich ruhiger war es vor dem erleuchteten Portal des Stadtkrankenhauses. Eine Gruppe Jugendlicher hatte sich dort eingefunden, um den Kranken, wie in jedem Jahr, einige Adventslieder zu singen. Vor gut zehn Jahren hatte es der Vorgänger des jetzigen jungen Pfarrers eingeführt, sowohl in der Advents- als auch in der Passionszeit die Patienten mit Liedern zu erfreuen.

An diesem Abend hatten sich überraschend viele aus dem kirchlichen Jugendkreis zum Adventssingen eingefunden. In der Vorhalle sangen sie ihr erstes Lied. Einige Schwestern, die zwei Männer an der Auskunft und einzelne Patienten, die in ihren Morgenmänteln in der Halle standen, klatschten Beifall.

Oben im dritten Stock, am Ende des langen Ganges, lagen drei Männer auf einem Zimmer. Einer von ihnen, frisch operiert, bleich und schwach, in ein großes Kissen gebettet, war Erich Seeger. Er hatte

die Augen halb geschlossen, und sein Atem ging schwer. Fiebrig glitten seine Hände über das weiße Oberbett.

Schon seit September hatte er sich elend gefühlt, war immer schnell müde geworden, und nichts hatte ihm mehr schmecken wollen. Auf Anraten seiner Frau und der Tochter Uschi war er schließlich doch zum Arzt gegangen. Dieser hatte ihn auffallend schnell ins Krankenhaus überwiesen.

„Ja, wir müssen Sie so bald wie möglich operieren, Herr Seeger“, hatte der Chefarzt nach der gründlichen Untersuchung seinem sichtlich bestürzten Patienten erklärt. Bestürzt nicht in erster Linie, weil eine Operation nötig war, sondern vielmehr wegen des heimlichen Blickes, den der Chefarzt einem Kollegen zugeworfen hatte.

Nun lag die Operation hinter ihm. Er spürte jedoch, wie seine Lebensenergie abnahm, auch wenn die Schwestern und Ärzte ihm Hoffnung machten und ihm versicherten, er werde schon wieder zu Kräften kommen. Es sei halt ein schwerer Eingriff gewesen.

Erich Seeger war allzugern geneigt, diesen Hoffnungstönen zu vertrauen, aber das Leben läßt sich nicht so leicht betrügen. Ihm war auf eine seltsame Weise gewiß geworden, daß sich der Tod bereits in seinem Körper eingenistet hatte. Er würde wohl kaum noch die Weihnachtsglocken läuten hören.

Lange hatte er heute die tanzenden Schneeflocken vor seinem Fenster beobachtet, als ihm mit einem Mal bewußt geworden war, daß er dieses altgewohnte Bild als ein Todgeweihter betrachtete. „Das letzte Mal vielleicht“, so hämmerte es in seinem Blut. „Auf keinen Fall wirst du es je noch ein-

mal erleben, daß aus der kalten weißen Decke ein Schneeglöckchen hervorbricht.“

Wie hatte er diese Frühlingsboten in seinem Garten immer geliebt und das Zwitschern der Meisen an sonnigen Vorfrühlingstagen. Und nun nahte sein Ende! – Ein unvorstellbarer Gedanke. Jeder Tag, nein jede Stunde, erhielt ihren besonderen Wert; denn mit jeder Stunde zerrann wieder ein kostbares, unwiederbringliches Stück seines Lebens.

Hier auf dem Krankenlager war alles anders. Zwischen zwei anderen Patienten liegend, hatte er über sein bisheriges Leben nachgedacht. Was war es für ein Leben gewesen! Viel Arbeit, wenig wirkliche Freude, wenig Liebe. Liebe! Erschreckend ging ihm auf, daß er davon kaum etwas ausgesät hatte. War nicht an seiner Lieblosigkeit das Verhältnis zu seinem Sohn Roland zerbrochen? Und dann seine Frau! Wie hatte er sie doch all die Jahre hindurch tyrannisiert!

Jetzt, da die Schale seines Egoismus durch den nahenden Tod gewissermaßen dünngescheuert wurde, meldete sich unüberhörbar die Schuld. Hier auf seinem letzten Lager mußte er erkennen, daß sich die Liebe seiner Frau infolge seiner Launen und seiner tyrannischen Art in Angst und Schweigen verwandelt hatte.

Wie hatte er doch jeweils heimlich triumphiert, wenn sie wie eine Sklavin sogar das Zucken seiner dunklen Augenbraue zu deuten wußte. Roland dagegen hatte seinen Nacken nie vor ihm gebeugt. Offensichtlich hatte dieser aufgeweckte Junge schon früh gespürt, wie seine Mutter zum willenlosen Werkzeug degradiert worden war.

Auch Uschi, seine Tochter, hatte das Bücken und

Dienern vor ihm gelernt, nur Roland nicht; Roland, den er verloren hatte.

In seine grübelnden Gedanken hinein öffnete sich die Tür, und eine Schwester trat in das Zimmer.

„Eine Überraschung für die Patienten!“ Sie deutete mit ihrem Kopf auf den Gang hinaus.

Die drei Männer richteten sich in ihren Kissen etwas auf und blickten erwartungsvoll hinaus in den Gang. Sie hörten das gedämpfte Trappeln vieler Schritte, dann klang der helle Ton einer Gitarre auf. „Tochter Zion, freue dich ...“, hallte es von frischen, jungen Stimmen gesungen durch den Gang. Die Kranken lauschten, und nach dem Lied belohnte ein dünnes Klatschen aus den einzelnen Zimmern den Gesang der jungen Leute.

Der Seelsorger, Pastor Lettler, stellte sich nach dem Lied in die Mitte des Ganges. Die Kranken konnten ihn von ihren Betten aus nicht sehen, sondern hörten nur seine Stimme. Er las ein paar Verse aus Psalm 24 vor: „Macht die Tore weit und die Türen in der Welt hoch, daß der König der Ehren einziehe.“ Danach sangen die Jugendlichen ein zweites Lied.

Erich Seeger grübelte über das gehörte Psalmwort nach: „Daß der König der Ehren einziehe“, so hatte der Pfarrer gelesen. „Bei mir zieht bald der König der Schrecken ein“, ging es durch seine Gedanken.

Nach dem dritten Lied stellte sich ein Mädchen in die offene Tür und sagte mit klarer Stimme ein Gedicht auf. Gespannt lauschten die Kranken.

„Die Nacht ist vorgedrungen,
der Tag ist nicht mehr fern.
So sei nun Lob gesungen
dem hellen Morgenstern.

Auch wer zur Nacht geweinet,
der stimme froh mit ein.
Der Morgenstern bescheinet
auch deine Angst und Pein.“

Einer der Mitpatienten zog sich die Decke über die Ohren und drehte sich verächtlich brummend zur Seite. Erich Seeger dagegen richtete sich erwartungsvoll in seinem Kissen auf. „Angst und Pein“, die hatte er in den letzten schlaflosen Nächten zur Genüge erfahren.

Dann folgte die zweite Strophe und damit der eine Satz, der den Kranken wie eine glühende Kohle berührte.

„Dem alle Engel dienen,
wird nun ein Kind und Knecht.
Gott selber ist erschienen
zur Sühne für sein Recht.
Wer schuldig wird auf Erden,
verhüll nicht mehr sein Haupt.
Er kann errettet werden,
wenn er dem Kinde glaubt.“

„Schuldig auf Erden“, flüsterte Erich Seeger. „Wer wird nicht schuldig?“

Seit einigen Tagen war die Schuld in ihm wie ein seit langer Zeit nicht mehr aktiver Vulkan wieder aufgebrochen. Er spürte beinahe handgreiflich, daß er selbst, ohne irgendwelche Ausflüchte er selbst, schuldig geworden war. Alle seine Taten gehörten zu ihm, untrennbar wie eine Rippe oder ein Bein, und diese Taten verklagten ihn.

Die Schwester stand im Türrahmen. Hilfsbereit glitten ihre Blicke über die drei Patienten. Herr See-

ger winkte sie mit einer schwachen Handbewegung heran.

Sie trat an sein Bett und beugte sich über ihn.

„Schwester, fragen Sie doch bitte, ob man mir dieses Lied abschreiben kann. Ich möchte es nochmals lesen!“ Seine Hände strichen zitternd über die Decke. Er blickte zur Seite, als schäme er sich dieser Bitte.

Die Schwester antwortete freundlich: „Gern, Herr Seeger, ich werde das Mädchen fragen. Ich glaube, sie hat es von einer Spruchkarte abgelesen.“

Wenige Augenblicke später hielt der Kranke die Spruchkarte in seinen Händen. „Danke, vielen Dank“, stieß er glücklich hervor.

Immer wieder las Erich Seeger das Lied durch, und er konnte nicht verstehen, wie einer seiner Bett-nachbarn, kurz nachdem die Gruppe der Jugendlichen verschwunden war, ungeduldig am Knopf seines Radios drehte, um die Sportnachrichten nicht zu verpassen.

Doch er mußte sich vor solch pharisäischen Gedanken hüten. Dieser Patient stand kurz vor seiner Entlassung – er war sozusagen dem Leben wiedergegeben. Erich Seeger war ehrlich genug, sich einzugestehen, daß die Verwandlung seines Denkens in nicht geringem Maße dem sprungbereiten Tod zuzuschreiben war. Wahrscheinlich hätten ihn die Lieder und dieser eine Vers nicht halb so angesprochen, wenn, ja wenn ... War es nicht zutiefst beschämend, daß auch ihn erst der Todeshauch anwehen mußte, bevor die Frage nach Gott und der Ewigkeit aktuell wurde?

Seine Lippen bewegten sich kaum. „Dem alle Engel dienen, wird nun ein Kind und Knecht. Gott selber ist erschienen, zur Sühne für sein Recht.“

Und dann las er die eine Zeile wieder und wieder: „Wer schuldig wird auf Erden, verhüll nicht mehr sein Haupt. Er kann errettet werden, wenn er dem Kinde glaubt.“

Am nächsten Morgen wurde einer der Zimmerkollegen von Erich Seeger zur Operation gefahren, der andere durfte heim. Etwas schwach noch stand der Genesene vor dem Spiegel und rasierte sich. Man hatte ihm ein Stück vom Magen wegoperiert, und wohl zwanzig Mal hatte er mit leuchtenden Augen versichert, es sei nichts Bösartiges, so hätten die Ärzte gesagt.

Kein bißchen Rücksicht auf den Schwerkranken nehmend, rollte er unternehmungslustig seine Augen und prophezeite, daß nun sein Leben erst richtig anfangen werde.

Erich Seeger nahm diese unbewußte Niedertracht des anderen in ohnmächtiger Gelassenheit hin und wandte sein Gesicht zur Wand. Er wünschte mit allen Fasern, daß dieses leise, zufriedene Pfeifen doch verstummen möchte. – Da endlich: Das Klappern einer Schranktür, ein leicht hingeworfenes „Na, dann mach's gut, Seeger“; dann war es still.

Der Kranke drehte sich auf den Rücken und starrte lange auf die weiße Tür, hinter der sein Mitpatient eben verschwunden war. Wurden eigentlich die meisten aus diesem Zimmer hinausgefahren, oder ...? Müßig, darüber nachzudenken. Er würde ganz bestimmt hinausgefahren werden, zugedeckt mit einem weißen Laken. Ein kalter Schauer lief ihm bei dieser Vorstellung über den Rücken.

Wie nach einem Rettungsring griff er neben sich auf den Nachttisch und las einmal mehr die Spruch-

karte durch. Voller Spannung wartete er auf die Schwester.

Endlich kam sie herein. Er hob seine Hand. „Schwester, ich hätte eine Bitte.“

Sie kam heran, und er bemerkte, daß sie auf die Karte schaute. „Ja, Schwester, meine Bitte hat etwas mit dieser Karte zu tun. Wissen Sie, diese Karte kann sprechen, sie hat eine Stimme, und diese Stimme wird immer fordernder.“

„Was fordert sie denn?“ fragte die Schwester und ergriff die Hand des Patienten.

„Sie fordert, daß ich reinen Tisch mache.“

Er sprach hastig, etwas undeutlich. Aber die Schwester verstand sofort. „Und da möchten Sie gern, daß der Pfarrer Sie einmal besucht.“

„Ja, und zwar möglichst derselbe, der gestern das Wort gelesen hat. Oder war das kein Pfarrer?“

„Doch, doch“, versicherte die Schwester. „Er ist Pastor an der Markuskirche. Ich gehe auch öfter in seine Gottesdienste.“

„An der Markuskirche? Zu Himmelfahrt war ich mit meiner Frau auch mal da. Es sprach ein jüngerer Mann, frisches rotes Gesicht, aber schon etwas angegraut.“

„Ja, Herr Seeger, das ist unser Pfarrer Lettler. Er kommt heute bestimmt noch zu Krankenbesuchen, dann schicke ich ihn vorbei.“

„Danke, Schwester. Ich möchte nämlich noch heute mit ihm sprechen.“

„Sie können sich auf mich verlassen, Herr Seeger. Nun reichen Sie mir Ihren Arm. Sie kriegen mal wieder eine Spritze, damit Sie zu Kräften kommen.“

Sie fühlte sich von seinen grauen Augen durchschaut und wich seinem Blick aus.

„Oder vielleicht auch, Schwester, damit ich nicht merke, wie meine Kräfte nachlassen. Könnte doch auch so sein?“

Jetzt huschte über seine bläulichen Lippen ein wissendes Lächeln. Die Schwester gab keine Antwort. Sie hatte es plötzlich eilig, das Zimmer zu verlassen.

„Morgen will Anna kommen“, überlegte der Mann, als er wieder allein war. „Und da wäre es so wichtig, wenn ich vorher mit dem Pfarrer gesprochen hätte.“

Am Nachmittag klopfte jemand leise an die Tür. Der Kranke hob voller Erwartung seinen Kopf. „Herein“, krächzte er mit heiserer Stimme.

Die Tür öffnete sich, und der Pfarrer trat ein. Erich Seeger erkannte sofort, daß dieser Mann den Gottesdienst am Himmelfahrtstag gehalten hatte.

„Guten Tag, Herr Seeger“, begrüßte der Seelsorger den Kranken.

„Schön, daß Sie kommen, Herr Pastor.“

Der Pfarrer zog sich einen Stuhl herbei und setzte sich ans Bett des Patienten.

„Die Schwester hat mich schon unterrichtet, daß Sie seit gestern die Karte kaum noch aus der Hand legen; die Karte mit dem Adventslied drauf.“

Der Kranke lächelte. „Seltsam, daß mich diese Worte so berührt haben, eigentlich nur die Zeile vom Schuldigwerden.“

Seine zitternden Finger glitten über die Karte. „Da – da steht: ‚Wer schuldig wird auf Erden, verhüllt nicht mehr sein Haupt; er kann errettet werden, wenn er dem Kinde glaubt.‘“

Der Mann richtete sich in seinen Kissen etwas auf und suchte voller Erwartung den Blick des Seel-

sorgers. „Und nun, Herr Pastor, frage ich mich in den schlaflosen Stunden, ob dieses Kind auch eine dunkle Vergangenheit auslöschen kann.“ Der Satz schien ihm nicht durchsichtig, nicht konkret genug. „Ich meine, ob wirklich mein ganzer Sündenmüll durch dieses Kind weggeräumt werden kann?“

„Genau das spricht der Dichter dieses Liedes in dem Vers aus: Wer auch immer schuldig wird auf Erden, für den gibt es noch eine Hoffnung“, kam die ruhige, tröstliche Stimme des Seelsorgers.

Erich Seeger schloß die Augen und lag zunächst ganz still da. Pfarrer Lettler erhob sich von seinem Platz und trat an das Fenster, hinter dem die Dunkelheit lag. Im gedämpften Lichtkegel einer Straßenlampe wirbelten ein paar einsame Schneeflocken zur Erde.

Endlich begann der Kranke zu sprechen. Der Pfarrer wandte sich um und trat wieder an das Bett des Patienten. Er rückte seinen Stuhl nahe ans Bett heran und nickte dem Kranken aufmunternd zu.

„Das Lied, Herr Pastor, trifft bei mir genau ins Schwarze. Ich bin schuldig geworden. Besonders an meinen Allernächsten. Man sagt immer, Zeit heilt Wunden, aber Zeit vertilgt niemals Schuld. Seit einigen Tagen ist meine Vergangenheit so zusammengeschrumpft, daß ich meine, es sei alles erst gestern gewesen. Dabei liegt das, was ich Ihnen jetzt erzählen möchte, drei Jahrzehnte zurück.

Ich war damals bei einem Sägewerk beschäftigt, und es reichte, wie man so schön sagt, gerade von der Hand in den Mund. Ab und zu habe ich von dem wenigen noch etwas abgezweigt, um mir zusammen mit meinen Kameraden ein paar Helle zu genehmigen. Und wie es so geht, es wurden

meist ein paar zuviel. Dann spätnachts die Szenen mit meiner Frau, das Weinen der Kinder, wenn ich böß wurde und um mich schlug, und meine immer neuen Beteuerungen, mich ernsthaft bessern zu wollen – bis zum nächsten Mal! Wahrhaftig ein Hundeleben, und ein Trauerspiel für die Kinder dazu!

Trotzdem, eines Tages nahm mich der Chef bei-seite. Ich weiß noch, es war hinter einem Stapel dicker Bretter. Er sagte zu mir: „Seeger, vom nächsten Monat an werden Sie Vorarbeiter, und das macht sich auch in der Lohntüte bemerkbar. Weil der alte Rechenberg die Altersgrenze erreicht hat, bekommen Sie seinen Posten.“

Ich wußte erst gar nicht, wie mir geschah. Noch am gleichen Abend erzählte ich die aufregende Neuigkeit meiner Frau und wies sie an, für den nächsten Abend ein kleines Festmahl vorzubereiten. Ich wollte so einiges wiedergutmachen.“

Der Patient schloß seine Augen und schwieg. Pfarrer Lettler ahnte, daß diese Pause nicht allein von einer Schwäche des Erzählenden herrührte; vielmehr schien die eigentliche Beichte erst zu folgen. Er hatte richtig vermutet.

„Am liebsten würde ich jetzt aufhören, Herr Pastor, aber ich muß diese Wunde aufreißen und reinen Tisch machen.“

Schwach ertönte in diesem Augenblick das rhythmische Signal des Notarzwagens von draußen ins Krankenzimmer herauf.

„Wieder jemand“, bemerkte der Kranke; dann erzählte er weiter: „Aber anstatt am nächsten Abend sofort heimzugehen, begleitete ich noch – wie so oft – einige Kameraden in die Wirtschaft. Wir tranken und verschwatzten die Zeit. Endlich, es war

gegen halb zehn, brach ich auf und wankte leicht benebelt nach Hause. Trotz der leichten Schlagseite war nicht zu entschuldigen, was ich dann tat.

An der Haustür unseres kleinen Einfamilienhauses stand meine Frau und blickte mir mit vorwurfsvollen Augen entgegen. Ich ging achtlos an ihr vorbei, wobei ich mich am Treppengeländer hochzog. Von der Küche aus sah ich durch die halboffene Tür hinüber ins Wohnzimmer. Ich sah den schöngedeckten Tisch, das Sonntagsgeschirr mit dem Goldrand, blitzende Bestecke, Blumen und den Leuchter mit drei gelben Kerzen. Meinem kleinen Sohn Roland hatte sie den feinen Samtanzug angezogen. Vom langen Warten gezeichnet, bleich und verstört, saß er in der Ecke des Sofas. – Ich sehe alles noch vor mir, als sei es gestern gewesen. Dabei sind drei Jahrzehnte darüber vergangen.

Anstatt mich bei meiner Frau für meine Verspätung zu entschuldigen, kochte ich wieder mal über. Ich hatte zwar nicht so viel getrunken, daß ich nicht wußte, was ich tat. Meine Ironie funktionierte noch blendend. Ich zischte bissig: „Kaum bekommt man ein wenig mehr Geld, schon beginnt die Verschwendungerei!“ Der Kranke blickte mit großen Augen an die Decke, und der Seelsorger spürte, wie schwer es Erich Seeger war, jetzt weiterzuerzählen.

Zögernd, dem Blick des Pfarrers ausweichend, fuhr er schließlich fort: „Ich sah die dunklen Augen meiner Frau, gefüllt mit Tränen. Das machte mich rasend. Wenn man seine Schuld nicht bekennen will, sie aber doch als Schuld erkennt, dann wird man böse und schlägt um sich.“

So war es auch bei mir. Ich stieß meine Frau zur Seite und tappte auf den Tisch zu. Mit einer kurzen

Handbewegung riß ich die Decke herunter. Das Geschirr zerbrach, die Kerzen rollten über den Boden. Da fiel mir meine Frau in den Arm und schrie laut auf.“

Der Kranke hielt sich die Hände vors Gesicht und stöhnte zwischen den Fingern hindurch.

„Ich weiß auch nicht, welcher Teufel mich in diesem Augenblick am Kragen hatte. Auf jeden Fall schlug ich zu, Herr Pastor, mit meinen rohen, groben Händen.“

In den Blicken des Kranken stand eine Qual, als sähe er diese Szene wie einen Film vor sich ablaufen.

„Plötzlich riß mich jemand an meinem Jackenärmel. Ich wandte mich um, wütend und erstaunt zugleich. Mein zehnjähriger Sohn Roland stand vor mir, und glauben Sie mir, er hatte eigentlich keine Augen. Mir kamen sie vor wie Eiskugeln; unbeweglich, starr. Ich hörte seine Kinderseele schreien und war nicht fähig, mich diesem Blick zu entziehen.

Meine Frau sank schluchzend in einen Sessel. Mir wurde augenblicklich klar, was ich angerichtet hatte. Wie von Furien gehetzt, stürzte ich aus dem Zimmer.

An diesem Tag kam es zum endgültigen Bruch in meiner Familie, besonders mit meinem Sohn Roland. Ich wußte: Ich hatte mich gemein und niederträchtig benommen, aber mein Stolz ließ nicht zu, daß ich mich offen entschuldigte oder gar mein Verhalten änderte. Im Gegenteil, in der Folge wurde alles nur noch schlimmer, und der Alkohol wurde erst recht zum ‚Allheilmittel‘ all meiner Probleme.

Was meinen Sohn angeht, bemerkte ich wohl, daß der Junge seit diesem Vorfall panische Angst

vor mir hatte, aber ich weigerte mich, auf seine Not einzugehen. Anstelle ihn durch Liebe zu gewinnen, nahm ich in seiner Erziehung Zuflucht zu Härte und Strenge. Was soll ich sagen? Wir entfremdeten uns immer mehr. Doch erst als er eines Tages von Zuhause fortzog, wurde mir klar, was ich angerichtet hatte.

Ich habe schließlich sogar versucht, ihn brieflich um Verzeihung zu bitten, aber alle Briefe kamen ungeöffnet zurück. Hier hat die Zeit nichts geheilt. Der Scherbenhaufen anklagender Schuld ist geblieben.

Wenn ich heute so zurückschaue, kommt es mir vor wie ein Wunder, daß meine Frau all die Jahre an meiner Seite ausgeharrt hat. Sie hat mir nie Vorwürfe gemacht, sondern alles still ertragen. Ja, sie hat sogar versucht, den Jungen umzustimmen, aber ohne Erfolg. Sie hat mir vor Jahren mal erzählt, daß er den Lehren eines Philosophen verfallen sei, eines gewissen ‚Netsche‘ oder so ähnlich.“

„Meinen Sie etwa Nietzsche, Friedrich Nietzsche?“ warf der Pfarrer dazwischen.

„Ja, genau so heißt er. Und der spuckt angeblich Gift und Galle gegen Gott und predigt die absolute Härte, die Macht des Stärkeren. Wohl durch seine Schriften ist Roland so menschenfeindlich geworden, das hab ich schon verstanden. Aber erst viel später ist mir aufgegangen, daß *ich* ihn in diese Philosophie hineingetrieben habe ...“

Der Kranke bewegte hilflos, wie entschuldigend, seine rechte Hand.

„Nun bin ich gewissermaßen am Ende. Ich danke Ihnen, Herr Pastor, daß Sie mir so geduldig zugehört haben.“

„Deswegen bin ich doch zu Ihnen gekommen, Herr Seeger.“

Der Kranke drückte sich die Fingerkuppen, eine nach der anderen. „Manchmal spüre ich da in den Fingerspitzen kaum noch Leben. Es ist so, als ob sie mir schon nicht mehr gehörten, aber ...“, sein Mund verzog sich zu einem hilflos schmerzlichen Lächeln, „nun ist meine Uhr ohnehin bald abgelaufen.“

Er richtete sich in seiner liegenden Stellung etwas auf und blickte den Seelsorger groß und ernst an. „Wenn ich wach liege, grübele ich, scharre meine guten Taten zusammen, aber ich spüre, daß es niemals reichen wird, um vor Gottes Augen zu bestehen.“

„Nun, das kann ich Ihnen versichern, zu Ihrem Trost, Herr Seeger, daß die sogenannten guten Taten bei keinem reichen.“

„Warum aber läuft jetzt nach der Operation mein Leben dauernd wie ein Film vor mir ab“, fragte der Kranke leise, „und es ist da nichts ausgelassen. Dinge, die ich längst vergessen habe, tauchen urplötzlich wieder auf und bekommen ein furchtbares Gewicht. Und genau in diese Anklagen hinein kam gestern dieser Vers, den das Mädchen vorgelesen hat. Diese paar Sätze, die mich schließlich soweit gebracht haben, mich bei Ihnen auszusprechen. Ich sagte Ihnen eben schon, besonders die zweite Strophe hat mich gepackt: ‚Wer schuldig wird auf Erden, verhüll nicht mehr sein Haupt. Er kann errettet werden, wenn er dem Kinde glaubt.‘“

Die beiden Männer sahen sich an. Der junge Pfarrer spürte, wie ihn der andere mit seinem Blick förmlich anflehte: „Gilt dieser Vers auch für mich, auch dann, wenn ich nichts mehr gutmachen kann?“

Der Seelsorger ergriff die Hand des alten Mannes. „Verlassen Sie sich darauf, Herr Seeger, das Wort gilt.“

„Aber wenn mein Sohn nicht will!“ wandte der Kranke ein.

„Aber Sie wollen doch, Herr Seeger?“

„Ja, mit allen Fasern. Meinen Sie, ich sollte ihn bitten, zu mir zu kommen, bevor ... Er ist nämlich in Hannover beschäftigt. Er hat es dort zum Direktor einer größeren Firma gebracht.“

„Ja, das würde ich Ihnen raten, aber zuerst geht es um Sie ganz persönlich. Sie dürfen allen Sündenmüll abladen, unabhängig davon, ob Ihr Sohn bereit ist zu vergeben oder nicht.“

Er holte eine Bibel aus seiner Aktentasche und blätterte darin. „Ich lese Ihnen jetzt ein Wort, so als sei es nur für Sie allein geschrieben, und genau so dürfen Sie es hören und annehmen.“

Der Kranke, so hatte Pfarrer Lettler den Eindruck, erwartete das Wort wie ein Urteil. Die Bereitschaft zum richtigen Hören konnte allein durch den unsichtbaren, anwesenden Herrn bewirkt werden. „Herr“, so betete er in seinem Innern, „schenk doch, daß der Kranke es als ein helfendes, rettendes Wort hört.“

Dann las er aus dem dreiundfünfzigsten Kapitel des Propheten Jesaja: „Fürwahr, er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen. Wir aber hielten ihn für den, der geplagt und von Gott geschlagen und gemartert wäre. Aber er ist um unserer Missetat willen verwundet und um unserer Sünde willen zerschlagen. Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilt.“

Der Seelsorger bemerkte, während er las, wie der Kranke seine Augen schloß. Er unterließ es deshalb, dieses Wort noch lange auszulegen; vielmehr fügte er nur noch hinzu: „Und durch seine Wunden bin ich, Erich Seeger, geheilt.“

Die Lippen des Patienten bewegten sich kaum, als er antwortete: „So einfach ist das? Wenn Gott nun das Netz meiner Lebenstaten vor seine Augen zieht, kann ich mich dann auf Christi Leiden auch wirklich verlassen?“

„Nur darauf, Herr Seeger, alles andere hilft nicht.“

Pfarrer Lettler betete kurz, dann drückte er die Hand des Schwerkranken. „Eigentlich sind es nur die schwachen Hände“, überlegte er, „die nach Gott greifen; die starken Hände meinen, ihn nicht nötig zu haben.“

An der Tür wandte er sich noch einmal um. „Halten Sie sich in ganzem Vertrauen daran fest, was auf der Karte steht: ‚Wer schuldig wird auf Erden, verhüll nicht mehr sein Haupt; er kann errettet werden, wenn er dem Kinde glaubt!‘“

Kapitel 8

Uschi Hölzer stand grübelnd in der Küche und beobachtete geistesabwesend, wie der Kaffee aus dem Filter dunkelbraun in das Gefäß tropfte. Sie war mit ihren Gedanken in den letzten Tagen nur noch bei ihrem schwerkranken Vater.

Immer wieder sah sie sein Gesicht vor sich, bleich, schwach, spitz, gezeichnet wie ein Baum, der vom Förster sein Kreuz erhält, wenn er zum Fällen bestimmt ist. Schlaß hatte seine einstmals kräftige Hand am Bettrand heruntergehängt. „Es geht sichtlich zu Ende mit ihm!“ waren ihre Gedanken. – Nur gut, daß kein Mensch die Gedanken eines anderen lesen konnte!

Er hatte sie lächelnd angesehen und wie entschuldigend geflüstert: „Ja, Uschi, so schnell kann ein Mensch vom Fleisch fallen, sobald der Sensemann seine hohlen Augen auf ihn richtet.“

Spontan hatte sie seine Hand ergriffen. „Na, Papa, es war halt eine schwere Operation, aber wir hoffen alle, daß du bald wieder über den Berg und unter uns sein wirst.“

Das war vor knapp einer Woche gewesen.

Über ihr im Kinderzimmer tobten und lärmten ihr sechsjähriger Stephan und die achtjährige Marianne. Als sich das Gepolter immer mehr steigerte, beschloß sie, den beiden mal tüchtig Bescheid zu sagen. Doch da kamen sie auch schon die Treppe heruntergestürzt und brüllten: „Omi kommt, Omi kommt!“

„Wir haben sie vom Fenster aus gesehen!“ rief das Mädchen und rannte an die Tür.

Die Frau goß noch eine Kelle kochendes Wasser in den Filter, dann lief sie hinter ihrer Tochter her. Auf der Schwelle stand ihre Mutter, gebeugt und mit rotgeweinten Augen. Die zwei Kinder sahen ihre Oma ängstlich an. Frau Hölzer nahm ihre Mutter liebevoll um die Schulter und führte sie in die Diele.

„Komm, Mutter, zieh deinen Mantel aus und trink erst mal einen heißen Kaffee. Ich habe ihn gerade frisch gebrüht.“

Frau Seeger nickte dankbar mit dem Kopf und blies ihren warmen Atem auf ihre eiskalten Fingerkuppen. „Es ist schrecklich kalt, Uschi, aber das ist nur äußerlich. Etwas anderes ist viel schlimmer.“

Sie dämpfte ihre Stimme und blickte auf die zwei Kinder, die sie neugierig und erwartungsvoll musterten. Wenn Omi kam, dann brachte sie immer etwas mit. Stephan schielte auf ihre Einkaufstasche, die sie neben die Garderobe gestellt hatte. Treuherzig ergriff er die Hand seiner Oma und sah sie von unten herauf an: „Hast du uns was mitgebracht?“

Sie nickte und reichte jedem eine Kinderschokolade.

„O danke, Omi“, strahlten die beiden, und Stephan riß die Packung sofort auf.

„Ist es schlimmer mit Vater?“ fragte die junge Frau leise.

Frau Seeger blickte auf ihre beiden Enkel.

„Kinder, geht doch rauf zum Spielen, und laßt mich mit Omi noch ein bißchen allein“, forderte Uschi ihre beiden Wirbelwinde auf.

Das Mädchen wäre gern noch bei den beiden Erwachsenen geblieben, aber der Kleine zog sie mit sich. „Komm, Marianne, wir geh'n oben weiter-spielen!“

Bald darauf saßen sich die beiden Frauen in dem gemütlichen Wohnzimmer gegenüber und tranken Kaffee.

„Das tut gut“, sagte die Ältere und umfaßte mit beiden Händen die heiße Kaffeetasse.

Die Tochter rückte mit dem Sessel näher an ihre Mutter heran. „Wie geht es Vater heute? Am Mittwoch hat er mir gar nicht gefallen. Seine Hand hing so schlapp am Bettrand herunter, als ob überhaupt keine Kraft mehr in ihr wäre.“

Frau Seeger lauschte nach oben. Sie hörte das Gepolter über ihr im Kinderzimmer und schien beruhigt zu sein. Außer ihrer Tochter sollte niemand den nächsten Satz hören.

„Wir müßten uns aufs Schlimmste gefaßt machen, hat mir der Arzt gesagt. Sie tun natürlich alles, was in ihren Kräften steht, aber menschlich gesehen, sei nichts mehr zu machen. Es kann sehr schnell gehen.“

Die Hand der jungen Frau zitterte als sie die Kaffeetasse zum Mund führte.

„Da hat man 65 Jahre lang einen Vater, robust, kräftig, von keinem Sturm umzublasen, und dann steht man plötzlich mit solch einer Nachricht da. Es ist einfach unvorstellbar, Mutter. Wie war er doch zu seinem Geburtstag noch voller Leben!“

„Wenn du ihn erst heute gesehen hättest. Uschi ..., einfach nicht zu fassen“, kam es bewegt über die Lippen von Frau Seeger.

„Weiß Vater, wie ernst es um ihn steht?“

„Ja, er weiß es.“

Die beiden Frauen schwiegen eine Weile.

Mutter Seeger blickte – als sie das Gespräch wieder aufnahm – an ihrer Tochter vorbei. „Nun hat

Vater noch eine letzte Bitte. Er möchte sich mit Roland aussprechen. Einige Adventslieder, die eine Jugendgruppe den Kranken gesungen hat, haben Vater vollkommen umgekrempelt ...“

Sie unterbrach sich und lächelte versonnen. Dann ergriff sie beide Hände ihrer Tochter und zog sie nahe an sich heran. „Ach, Uschi, das hättest du miterleben müssen. Was in all den Jahren unserer Ehe nie geschehen ist, das hat er heute getan.“

„Hat er sich etwa entschuldigt, Mutter?“

„Noch viel mehr. Mit Tränen in den Augen hat er mich um Vergebung gebeten. Jetzt erst sei ihm bewußt geworden, wie egoistisch er uns alle behandelt hätte, und nun sähe er keine Möglichkeit mehr, es wiedergutzumachen.“

„Das hat Vater wirklich gesagt?“

„Ja, ich kannte ihn selbst nicht wieder, aber du kannst dir denken, Uschi, wie gern ich ihm alles verziehen habe. Und nach unserem Gespräch lag ein Leuchten auf seinem Gesicht, wie man es sich einfach nicht vorstellen kann.“

Immer wieder drückte er schwach meine Hände und flüsterte: ‚Anna, ich danke dir, ich danke dir!‘ Dann hob er seinen Kopf aus den Kissen, und ich hielt mein Ohr ganz nahe an seinen Mund. ‚Anna‘, sagte er, ‚es ist da noch etwas, das bereitet mir große Qual.‘ Ich ahnte, was es war, aber ich wollte es von ihm selbst hören. Er zögerte auch nicht, es mir anzuvertrauen: ‚Roland und ich, wir müssen noch miteinander sprechen. Ich will ganz im Frieden sterben, verstehst du?‘“

„Also rechnet er wirklich damit“, überlegte die junge Frau, „daß er nicht mehr gesund wird.“

„Ja, damit rechnet er, und ich hatte den Eindruck,

daß er vor dem Sterben keine Angst hat. Nur einen Wunsch sollen wir ihm erfüllen, Roland dazu bewegen, daß er Vater noch einmal besucht.“

Uschi rückte ihren Sessel zurück und ging zum Telefon. „Dann wollen wir sofort handeln, Mutter, damit Roland gleich herkommt. Hast du seine Telefonnummer?“

Erschrocken bemerkte sie, wie ihre Mutter auf einmal am ganzen Körper zitterte. „Was hast du denn, Mutter?“

„Ich hab doch bereits angerufen. Heute, sofort nach der Besuchsstunde, unten vom Portal des Krankenhauses aus! Roland meldete sich auch.“

Die junge Frau machte große erstaunte Augen. „Und?“

„Er hat einen Besuch bei Vater kalt abgelehnt.“

„Er hat Vaters letzten Wunsch abgelehnt!“ rief Uschi empört. „Das ist doch kein Mensch mehr!“

Sie blickten beide zur Tür. In der Türöffnung stand ihr Mann. Etwas befremdet schien er die ungeheure Erregung seiner Frau zu registrieren.

„Was ist denn los, Uschi?“ wollte Walter, der soeben von der Arbeit heimgekehrt war, wissen.

„Vater wünscht sich mit Roland auszusprechen, und dieser ... und Roland hat herzlos abgelehnt.“

„Ist das wahr, Mutter?“ Der Schwiegersohn wandte sich der gebeugten Gestalt zu.

Sie nickte mit dem Kopf, sah ihn aber nicht an. „Leider, Walter, ist es wahr.“

Der Mann setzte sich zu ihnen an den Tisch. „Das gibt's doch nicht! Was hat Vater ihm denn getan!?“

„Ja, was hat Vater ihm getan“, wiederholte Frau Seeger. Ihre Blicke trafen sich mit denen ihres Schwiegersohnes. Sie überlegte, ob sie ihm von dem

Gespräch mit ihrem Mann erzählen sollte. Da schaltete sich ihre Tochter ein.

„Mutter, ich kann mir denken, warum Roland das Gespräch mit Vater ablehnt. Es ist schon ein paar Jahre her, da habe ich Roland mal beiseite genommen und ihm geraten, er solle Papa doch nicht wie Luft behandeln. Und weißt du, was er da antwortete? Jahrelang habe Vater ihm die Luft abgedrückt, und besonders eine Stunde könne und wolle er nicht vergessen. Das wird es sein!“

„Genau, Uschi. Davon sprach Vater heute, von jenem unglückseligen Abend, an dem er den festlich gedeckten Tisch verwüstet und mich vor den Augen des Jungen brutal verprügelt hatte. Er wußte noch alles, jede Einzelheit, und ich sah, während er erzählte, wie dicke Schweißtropfen auf seine Stirn traten.

Ich wischte sie ihm ab. Dabei blickte er mich dankbar an und flüsterte: ‚Verstehst du, Anna, diese Stunde liegt wie ein Felsblock auf mir. Darum muß Roland herkommen; ich will in Frieden sterben.‘

Unter Schluchzen habe ich Roland das alles am Telefon gesagt, aber er nannte es nur ‚sentimentales Gewäsch in Todesangst‘. Es sei doch eine Binsenweisheit, daß der Mensch auf das Ende zu noch religiös werde.“

„Und was willst du nun Vater sagen?“ fragte Uschi besorgt. „Er hofft doch darauf, daß Roland kommt!“

„Ja, was soll ich Vater sagen? Ich kann es einfach nicht fassen, daß ich solch einen Sohn habe.“

Frau Seeger suchte den Blick der beiden. „Aber es sind nicht nur die Erlebnisse in seinen Jugendjahren, die ihn so kalt und gefühllos haben werden las-

sen. Roland ist von den Büchern, an die er später geraten ist, nach und nach vergiftet worden. Übrigens hat Vater es auch so gesehen.

Ich erinnere mich noch sehr genau. Roland war gerade siebzehn Jahre alt geworden, als ich seine Nietzsche-Bücher entdeckte. Da las ich schwarz auf weiß, dick unterstrichene Sätze wie: ‚Das Christentum ist die Religion der Leidenden, der Kranken und der Schwachen.‘

Voller Unruhe habe ich Seite um Seite umgeblättert, kleine Abschnitte gelesen, und auf einmal ging mir auf, warum Roland immer wieder von der eigenen Kraft und vom Sichdurchsetzen sprach. Dann entdeckte ich auf einer Seite, die nur halb bedruckt war, daß Roland eine Menge darunter geschrieben hatte. Ich war erschüttert, als ich es las.“

„Was stand denn darunter?“ fragten die beiden Zuhörenden wie aus einem Munde.

Frau Seeger strich sich eine graue Haarsträhne aus dem Gesicht. „Ich weiß es nur noch sinngemäß. Roland hielt da eine Art Selbstgespräch: ‚Versündigt soll ich mich haben! Haben die denn noch nicht gemerkt, daß der christliche Sündenbegriff die schlimmste Form der Selbstschändung ist ...?‘ Es stand da noch viel mehr, aber mir war es Antwort genug für Rolands Verhalten, ein Verhalten, das er nicht geändert hat, bis heute.“

Die junge Frau läuschte nach oben. Die zwei Kinder schienen sich wieder mal in den Haaren zu liegen; denn der Kleine schrie in den höchsten Tönen.

„Ich glaube“, der Mann erhob sich von seinem Platz, „denen ist da oben zu wohl.“ Er verließ das Wohnzimmer, während die Frau die Kaffeekanne und die leeren Tassen auf ein Tablett stellte.

Danach wandte sie sich ihrer Mutter zu: „Ich sehe jetzt vieles klarer. Für Roland ist die Vergebung nichts als Schwäche, Katzbuckeln, Unterwerfung, Kriechen und so weiter.“

Der zurückkehrende Mann, der die letzten Worte seiner Frau noch mitbekommen hatte, nickte bedenklich mit dem Kopf: „Die Festung wird schwer zu nehmen sein. Offensichtlich redet Roland sich jetzt pausenlos ein: Nur nicht schwach werden, nur nicht schwach werden!“

„Aber trotzdem, wir wollen nichts unversucht lassen“, erwiderte Uschi. „Ich ruf noch einmal an. Ich werde ihn bitten, daß er doch in diesem einen Fall nachgeben soll.“

„Wenn du meinst, daß es Zweck hat, Uschi“, sagte Frau Seeger müde, „aber ich glaube kaum, daß du mehr Erfolg haben wirst als ich.“ In ihre Augen trat ein harter Glanz. „Wenn er nicht zu Vater kommt, sondern ihm diese letzte Bitte versagt, dann – dann habe ich auch keinen Sohn mehr. Das kannst du ihm von mir bestellen.“

Das Ehepaar sah sich überrascht und betroffen an. Wie tief mußte es der Mutter gehen, daß sie solch einen Entschluß zu fassen wagte!

Frau Seeger bemerkte die Blicke der beiden. „Ihr seid erstaunt, nicht wahr, aber es ist mir ernst. Vater hat mich um Vergebung gebeten. Ich verleugne nicht meine schweren vergangenen Jahre an seiner Seite. Es waren nicht viele Sonnentage, aber er hat mich doch um Vergebung gebeten, und ich habe ihm vergeben, von Herzen vergeben.“

„Gut, machen wir noch einen letzten Versuch, Mutter.“

Frau Seeger nannte die Telefonnummer ihres

Sohnes, und die Tochter wählte. Gespannt hielt sie die Hörmuschel an ihr linkes Ohr, aber am anderen Ende der Leitung hob niemand ab.

„Anscheinend ist er nicht da, Mutter, oder er ahnt, daß wir es sind.“

Walter Hölzer machte sich am Küchenschrank zu schaffen. Er zog einen Autoatlas aus der Schublade. Die beiden Frauen blickten sich an, als er plötzlich meinte: „Es sind nur etwa 250 Kilometer bis Hannover.“

„Willst du etwa ...?“ fragte Frau Seeger.

„Jawohl, das habe ich wirklich vor, das sind wir Vater schuldig, Mutter. Uschi und ich fahren nach Hannover. Wir werden ja sehen. Er müßte innerlich wirklich total erstarrt sein, wenn er trotzdem bei seinem Nein bliebe.“

„Ist das wirklich euer Ernst?“ kam es noch immer ganz ungläubig über ihre Lippen.

„Ja. Du bleibst heute nacht bei uns, versorgst morgen die zwei Kinder, und wir fahren los.“

„Das werde ich euch nie vergessen!“

Kapitel 9

Am nächsten Morgen fuhr das Ehepaar Hölzer in den klaren Wintertag hinein. Dunkel, fast zum Greifen nahe, hoben sich in der Ferne die Fichtenwälder von dem blendenden Weiß der Felder ab, die sich auf beiden Seiten der Straße wie riesige Leichentücher ausdehnten.

Die beiden saßen schweigend nebeneinander. Jeder hing seinen eigenen Gedanken nach. Walter blickte aufmerksam durch die Windschutzscheibe. „Ein Glück“, ging es ihm durch den Kopf, „daß wenigstens die Straßen schneefrei sind.“

Er stellte sich schon das ironisch überlegene Gesicht seines eleganten Schwagers vor. Eine innere Stimme sagte ihm, daß sie die Fahrt vergeblich machen würden, aber er hütete sich, diese Gedanken seiner Frau gegenüber zu äußern.

Nach drei Stunden anstrengender Fahrt leuchtete endlich ein blaues Schild am rechten Rand der Autobahn auf: „Hannover Stadtmitte“. Walter Hölzer blinkte und steuerte auf die Abfahrt zu.

Nicht lange danach standen sie vor dem Hochhaus, in dem Roland Seeger ein Appartement bewohnte. Es war ein hochmoderner Bau. Walter Hölzers Blicke glitten an der Fassade des Hauses empor. Er nickte anerkennend: Solch eine Wohnung konnten sich nur betuchte Leute leisten, und zu denen gehörte Roland mit seinem Direktorengeloh zweifellos.

Sie parkten ihren Golf in der Nähe des Hochhauses und stiegen aus. Uschi sah ihren Mann von der Seite an und atmete tief durch: „Da stehen wir zwei

Abenteurer! Also, ich hab ehrlich gesagt ein wenig Angst; Angst vor dem eigenen Bruder.“

Sie faßte ihren Mann am Ärmel seines grünen Lodenmantels: „Trotzdem, Walter, ist es vielleicht besser, wenn ich zunächst allein mit Roland spreche.“

„Meinst du?“

Sie nickte. „Ja, Es könnte sein, daß er in seiner Ironie sofort von einer ‚Verhaftung‘ spricht, wenn du auch gleich mit hoch kämst.“

„Gut, Uschi, du kennst deinen Bruder besser. Ich werde solange in das kleine Café gehen, an dem wir gerade vorbeigekommen sind. Spätestens in einer Stunde hol ich dich ab.“

„Alles klar, aber nun wollen wir erst sehen, ob er überhaupt da ist.“

Sie näherten sich dem Haus und lasen die vielen Namensschilder. „Da steht’s ja, ‚Roland Seeger‘.“

Uschi drückte auf den Klingelknopf, und beide lauschten gespannt. Es summte in der Sprechanlage, dann hörten sie seine sympathische Stimme. „Wer ist da?“

„Ich bin’s, Uschi, deine Schwester!“

Der Mann oben konnte einen überraschten Ausruf nicht unterdrücken. Damit hatte er nicht im Traum gerechnet.

Walter Hölzer sah seiner Frau kurz in die Augen. „Also, Schatz, mach’s gut, und viel Erfolg.“

Zögernd stand er noch eine Weile vor dem Haus und sah ihr nach, bis sie im Inneren verschwunden war.

„Ich hätte sie doch begleiten sollen“, blitzte es plötzlich durch seinen Kopf. Wehe, wenn der Kerl mit Uschi grob sein sollte, dann würde er seinen Schwager noch von einer anderen Seite kennenler-

nen! Er ging langsam zu seinem Auto. „Aber“, so überlegte er, „vielleicht ist es doch besser, wenn die beiden Geschwister zunächst allein miteinander sprechen.“

Indessen bestieg Frau Hölzer mit klopfendem Herzen den Fahrstuhl. Es war ein vornehmes, gepflegtes Haus. Oben angekommen, sah sie ihren Bruder an der geöffneten Tür stehen. Wie einer Fremden schaute er ihr entgegen. Stumm reichten sie sich die Hände. Kein bißchen Freude lag in seinem Blick. Offenbar wußte er genau, was sie hier nach Hannover geführt hatte. „Oder sollte sie gar ...?“

Er sprach den ersten Gedanken, der ihm gekommen war, spontan aus: „Ist er tot, Uschi?“

„Nein, umgekehrt, der Tote bist du!“ schoß sie ihre erste Salve ab, wobei sie sofort sah, daß er sich über diesen Satz maßlos ärgerte. Sein Gesicht verdüsterte sich noch mehr. Er zog sie heftig in den Flur hinein und schloß die Tür hinter ihr zu.

„Komm erst mal rein, die Kälte draußen hat dich wohl innerlich angesteckt.“

Sie lachte spitz auf: „Das mußt gerade du mir noch sagen, gerade du!“

Er half ihr aus dem Mantel und hängte ihn an einen Haken der schmiedeeisernen Garderobe. Sachte, so als läge ihm daran, sie zu beruhigen, legte er seine Hand um ihre Schulter und führte sie in ein geräumiges, luxuriös eingerichtetes Zimmer.

Obwohl sie es nicht zeigen wollte, konnte er doch von ihren Augen eine nicht geringe Bewunderung ablesen. „Setz dich, Schwester!“

Sie ließ sich in einen weichen Ledersessel sinken und begann zu weinen. Die lange Fahrt, seine kalte

Begrüßung, dann ihre schwierige Mission, all das war zuviel für ihre Nerven.

„So ungefähr habe ich mir unsere Begegnung vorgestellt“, sagte er nüchtern. „Ich habe damit gerechnet, daß Mama dich auf meine Fährte setzt.“

Sie blickte in seine hellen Augen. „Roland, wo bist du nur hingeraten? Du verweigerst deinem sterbenden Vater die Hand!“

„Red nicht so geschwollen daher! – Vater! Wenn ich das nur schon höre. Wann hat er sich denn als Vater erwiesen? Damals lagst du ja noch in den Steckkissen, du kannst überhaupt nicht mitreden!“

„Das ändert nichts daran, daß er dich nun bittet, mit ihm zu sprechen, weil er große Gewissensqualen durchleidet.“ Uschi Hölzer ahnte nicht, daß sie mit dem Wort „Gewissensqualen“ in ein Wespennest stach. Gewissen und alles, was damit zusammenhängt, war für Friedrich Nietzsche das rote Tuch schlechthin, und Roland Seeger stand in dieser Beziehung seinem Meister kaum nach.

Gewissensqualen! Damit begannen alle Geburtswehen des religiösen Menschen. Er lehnte sich zynisch lächelnd in seinem Sessel zurück.

„Deswegen behandeln ihn die Würmer auch nicht nachsichtiger!“

Die junge Frau erstarrte vor Schreck. Dieser Satz berührte sie wie ein glühendes Eisen. „Und du, du bist jetzt schon innerlich verfault, auch wenn deine Schale und das ganze Gehäuse hier“, sie zeigte zornig auf die polierten Möbelstücke, „noch so glänzen.“

Er setzte an zu einer Entgegnung, aber sie blitzte ihn wütend an und schnitt ihm das Wort ab. „Ich weiß, mein Lieber, du glaubst nicht an Gott, aber

das schwöre ich dir, du wirst ihm begegnen, und dann möchte ich nicht in deiner Haut stecken. Und noch eins ..." – vor lauter Zorn sah sie nicht, wie auch sein Gesicht sich rötete –, „du Musterknabe, der du uns immer weismachen willst, du liebtest Mutter, du allein, du ganz allein ...“, sie schien ihn mit ihrem ausgestreckten Zeigefinger erstechen zu wollen, „du selbst bist der Sargnagel deiner eigenen Mutter. Nicht Vater, wie du es so gern hinstellst, du hast sie am Ende auf dem Gewissen!“

Nun war Roland Seeger mit seiner Beherrschung am Ende. Mit einem Ruck schob er den Sessel zurück, sprang auf und ging einen Schritt auf sie zu.

„Wiederhol das noch mal!“ brüllte er sie an, und seine Augen funkelten gefährlich. „Glaub mir, Mutter ist wirklich die einzige, die ich geliebt habe!“

„Pah, du kannst doch überhaupt nicht lieben. Wenn du dich wenigstens selber liebtest, aber selbst das bringst du nicht fertig. Du bist dir selbst ein Ekel!“

„Hast du nun deine Galle geleert?“ fragte er eisig.

„Sei unbesorgt, ich höre auf, nur noch eins: Wenn du nicht zu Vater kommst, dann ...“

„Was dann?“ schrie er sie an, und Uschi starrte in sein hartes, beinahe wächsernes Gesicht. „Was ist dann?“ wiederholte er mit drohender Stimme.

„Dann soll ich dir von Mutter bestellen, daß sie keinen Sohn mehr hat.“

Roland Seeger hob seine Hand, um seine Schwester zu schlagen. Sie drückte sich in den Sessel: „Schlag nur zu! Das wäre wenigstens ein Zeichen dafür, daß du noch Gefühle hast.“

Das Unerwartete geschah. Es gelang ihm, sich in

seinem heißen Zorn zurückzuhalten. Er ließ sich in den Sessel zurückfallen und hielt sich die Hände vors Gesicht. „Warum laßt ihr mich denn nicht in Ruhe. Habe ich je nach euch gefragt? Warum fragt ihr denn nach mir?“

Was kann ich dafür, wenn jemand in seiner Todesangst nach einem Gott schreit, den es überhaupt nicht gibt?“

Uschi Hölzer verließ ihren Platz und ging über die weichen Teppiche hinüber zu dem breiten Fenster. Sie schaute hinunter auf die Straße. Sie sah die unzähligen Lichtquadrate in der Dämmerung leuchten. Langsam wandte sie sich wieder um und sah ihren Bruder an.

„Du spielst so gern den Überlegenen, Roland, und redest doch nur nach, was dir andere vorgeredet haben. Du nüchterner Geschäftsmann, gib mir doch einen Garantieschein, daß Gott nicht existiert! Aber du hast keinen. Du bist dir deiner Sache nicht sicher. Du fühlst genau, daß die letzte Abrechnung kommt, und dann wird dich dein eigener Vater vor den Augen Gottes verklagen.“

„Hör doch auf zu predigen! Wenn du wüßtest, wie mich das ankotzt!“

Es klingelte.

„Wer ist denn das schon wieder?“

„Ich vermute, daß es Walter ist.“

„Ich dachte, du wärst mit dem Zug gekommen?“

„Nein, wir haben uns mit unserm Golf aufgemacht, nur meinten wir, es sei besser, wenn ich zunächst allein mit dir spräche.“

Er lachte spöttisch auf. „Allein mit deinem Bruder sprechen, Brüderchen und Schwesterchen, die beide den gleichen Vater haben, nicht wahr!“

„Na ja, das kannst du wenigstens nicht leugnen.“

Roland Seeger gab darauf keine Antwort. Er ging an die Sprechanlage. Sein Schwager Walter meldete sich. Er war in dem Café nicht ruhig geworden und hatte die ganze Zeit nur an seine Frau gedacht.

Kurz darauf standen sich die beiden Männer gegenüber, der biedere Handwerker und der elegante Geschäftsmann.

„Er will nicht, Walter, er will nicht!“ Uschi stürzte sich ihrem Mann in die Arme und weinte laut heraus.

Er strich ihr beruhigend übers Haar. Seine Blicke suchten die des anderen.

„Schwager, ich bin kein Mann von frommen Sprüchen, und ich weiß auch, daß jeder vor seiner eigenen Tür zu kehren hat, aber eines kann ich dir versichern, du bekommst das noch heimgezahlt, so wahr ich hier in deinem Zimmer stehe.“

„Ich hoffe, daß sich das in den nächsten Minuten ändert“, kam die frostige Stimme seines Gegenübers. „Es wäre mir angenehm, wenn ihr mich allein ließet. Darf ich bitten!“ Seine ausgestreckte Hand zeigte unmißverständlich zur Tür.

„Nur gemacht, Schwager, wir sind wegen Mutter hier. Wegen Mutter, die du so heiß liebst.“ Unverkennbar schwang Ironie in Walter Hölzers Stimme.

„Laß Mutter aus dem Spiel!“ zischte Roland Seeger.

„Sie schickt uns mit der Bitte ihres sterbenden Mannes, der übrigens dein Vater ist.“

Roland Seeger schien einen Augenblick in seinen Gedanken unschlüssig. Er biß sich auf seine Unterlippe, daß sie weiß wurde, doch dann hatte er sich wieder vollkommen in der Gewalt. Seine Stimme

klang plötzlich wie ein gefühlloses Tonband. „Nun gut, dann sagt meiner Mutter, daß ich nicht kommen werde, um bei dem alten Herrn zu Kreuze zu kriechen. Mir scheint, daß sein Versuch, mich zum Sklaven zu erniedrigen, er noch als letzten Triumph mit ins Grab nehmen möchte. Aber den Gefallen tu ich ihm nicht. Ja, guck mich nur nicht so entsetzt an, Uschi! ‚Nur nicht schwach werden‘, hat ein Großer im Reiche des Geistes gesagt. Auch euch wird es nicht gelingen, meine Prinzipien umzustößen.“

„Und was sollen wir Mutter nun konkret sagen? Hast du vielleicht einen Vorschlag, du mit deinen weisen Sprüchen?“

Roland Seeger blieb die Antwort schuldig. Er zündete sich eine Zigarette an, ohne seinem Schwager auch eine anzubieten. Er trat ans Fenster und starrte hinaus. Der Abend senkte sich über die Stadt, nur fern am Horizont lag noch ein fahler, blauer Streifen. Nach geraumer Zeit wandte er sich um und blickte seine Schwester an.

„Wollt ihr hier in Hannover schlafen? Ich bezahl's euch.“

Voller Verachtung in ihrem Blick schüttelte sie den Kopf: „Lieber würde ich es auf der Straße verdienen, als von dir nur einen Pfennig zu nehmen.“

Roland zuckte bei diesen harten Worten wie unter einem Peitschenhieb zusammen. Ihm schien mit einem Mal aufzugehen, was Haß sein konnte. Haß bedeutete Isolierung, Einfrieren jeglicher Beziehung.

Uschi Hölzer hängte sich bei ihrem Mann ein. „Komm, Walter, unsere Mission ist gescheitert. Wir müssen zu Vater zurück; sonst kommen wir zu spät.“

Er legte seine Hand um ihre Schulter. Sie zog nicht einmal ihren Mantel an, sondern nahm ihn von der Garderobe und hängte ihn über den Arm. An der Tür wandte sie sich noch einmal um. Ihre Augen standen voller Tränen: „Roland, er liegt im Stadtkrankenhaus, Pflegestation 14, Zimmer 33. Er wartet, Roland!“

Aber Roland Seeger beachtete sie nicht mehr. Walter Hölzer schob seine Frau wortlos zur Tür hinaus, und wenige Minuten später brummte der Wagen durch den dämmrigen Abend wieder der Autobahn zu.

Kapitel 10

Unmittelbar nach dem Besuch der beiden verließ Roland Seeger seine Wohnung und wanderte ziellos durch die Stadt. Die weihnachtlich geschmückten Straßen, die sonst sein Lebensgefühl ungemein steigerten, strahlten heute einen kalten, bedrückenden Glanz aus.

Er suchte sein Stammrestaurant auf, mit der Absicht, in den gemütlichen, rustikalen Räumen die unangenehme Episode mit seiner Verwandtschaft zu vergessen und notfalls die ihn anklagenden Gedanken im Alkohol zu ertränken. Was für eine Schande, daß sich bei ihm so etwas wie Gewissensbisse überhaupt noch regten!

Zuletzt blieb es doch bei einem einzigen Glas Bier, und kurze Zeit später stand er wieder auf der Straße. Ihm war hundeelend zumute. Zorn und Scham kämpften in seinem Innern. Neidisch beobachtete er die Menschen, die lachend und schwatzend an ihm vorbeizogen. Seine Gedanken färbten sich immer dunkler, je mehr er sich über die leicht verschneiten Gehwege dem Hochhaus näherte.

Oben in seiner Wohnung angekommen, blätterte er in der Fernsehzeitung, in der Hoffnung, durch eine interessante Sendung abgelenkt zu werden. Nach der Tagesschau indessen stellte er den Kasten bereits wieder ab und lehnte sich in seinen Sessel zurück.

Vor knapp zwei Stunden hatte hier ihm gegenüber seine Schwester gesessen. Roland hatte ihren eiskalten Satz noch in den Ohren: „Ich würde es lieber auf der Straße verdienen, als von dir auch nur

einen Pfennig zu nehmen.' Selbst bei seinem Schwager war ein erschrockenes Flackern in den Augen aufgekommen. Offenbar war auch ihm solch eine Vorstellung zu stark gewesen.

„Weg mit diesen Gedanken!“ befahl sich Roland Seeger selbst. Am besten, man legte sich ins Bett, und morgen würde dieser Katzenjammer wie eine niedergekämpfte Infektion verschwunden sein.

In der Nacht schreckte er aus unruhigem Schlaf auf. Er wandte den Kopf verstört zum Wecker hin, um an dessen Leuchtziffern die Zeit abzulesen. Es war erst wenige Minuten nach drei. Er drehte sich hartnäckig auf die andere Seite und versuchte wieder einzuschlafen. Es klappte einfach nicht. Wieder hörte er die Stimme seiner Schwester: „Du bist der Sargnagel deiner eigenen Mutter.“

„Eine Unverschämtheit sondergleichen! Wie konnte ich mir so etwas nur bieten lassen“, überlegte er. Seine Gedanken trugen ihn zurück in die Vergangenheit, ohne daß er es verhindern konnte. Bilder und Erlebnisse stürzten durch- und übereinander.

Da rechnete er seit Jahrzehnten immer wieder die Bosheit seines Vaters auf und vergaß, daß er auch in seinem Leben eine breite Spur böser Taten und Worte hinter sich herzog. Bei wie manchem Menschen hatte er durch seine eiskalte, verächtliche Art alle Bande aufkeimender oder bestehender Beziehungen brutal durchschnitten!

Wenn er nur beispielsweise an Karin dachte! Seit dem sonnigen Septembertag hatte er sie nicht mehr gesehen. Sie war nie mehr in den Park gekommen. Voller innerer Spannung hatte er in den folgenden Tagen auf die beiden gewartet, aber die Bank blieb

leer. Sein Vorhaben, sie einmal anzurufen, hatte er nicht ausgeführt. Wozu auch!

Einige Male – O Gott, wenn sie es geahnt hätte! – war er abends zwar um ihre Wohnung geschlichen, hatte die leicht zerflossene Schrift des Familiennamens auf dem Schild gelesen, aber nicht gewagt, auf den Klingelknopf zu drücken. Zwischen ihnen beiden schienen Welten zu liegen.

Roland Seeger schwang sich aus dem Bett und tapste über den Teppich hinüber ins Bad. Es war inzwischen vier Uhr geworden. „Einen Kaffee sollte ich mir kochen. Das ist gut für Leib und Seele.“ Er grinste in sich hinein. „Seele!“ Er erinnerte sich des skeptischen Gebetes eines Atheisten, der sterbend gebetet hatte: „Gott sei meiner Seele gnädig, wenn ich eine habe.“

Während Roland Seeger zurück in die Küche schlurfte, begann er – wie in der letzten Zeit so oft – ein Selbstgespräch: „Ja, mein Junge, wenn du eine Seele hast, dann ist sie ganz schön verkümmert.“ Er kramte im Küchenschrank nach einem Topf, füllte ihn halb mit Wasser und stellte ihn auf den Elektroherd; dann lief er noch einmal ins Bad. Er stellte sich vor den Spiegel und musterte kritisch sein Gesicht. – „Alter Freund, mit vierzig fängt der Tod an zu zeichnen.“

Seine schmalen Finger tasteten sich an den erweiterten Schläfen empor. „Der Sensemann hat seinen Meißel schon angesetzt und gräbt seine Furchen in die Haut. Und die Angestellten schmeicheln noch: ‚Nein, Herr Direktor, wie sehen Sie gut aus!‘ – Alles Komplimente gegen das anflutende Nichts. Darum: stocknüchtern bleiben und sich nur nicht täuschen lassen!“ Vierzig Jahre waren einfach ausgelöscht,

und wahrscheinlich würde auch er selbst irgendwann im nächsten Jahrzehnt oder vielleicht auch erst im übernächsten ausgelöscht werden. So, wie es seinem alten Herrn in absehbarer Zeit bevorstand. Was blieb, war einzig und allein das Heute, das Jetzt, der Augenblick.

Roland Seeger fröstelte. Kam es von seinen Wintergedanken oder von der gedrosselten Heizung? Er hüllte sich in seinem warmen Bademantel ein und schlurfte zurück ins Wohnzimmer.

Er legte sich auf die mit Lammfell überzogene Couch und stellte sich seinen Vater vor. Daß dieser kerngesunde Mann so überraschend für immer abtreten wollte, war schier nicht zu glauben. Und was würde er mit ins Grab nehmen, dieser Familiennapoleon? Ihm, dem die Frau so pariert hatte wie dem großen Korsen die französischen Armeen. Wie hatte er jeweils versteckt und offen um Anerkennung geworben!

Auf dem Elektroherd summt der Wassertopf. Roland Seeger richtete sich aus seiner liegenden Stellung auf. Über seinen Rücken lief ein kalter Schauer. Er stellte die Heizung höher und filterte sich einen starken Kaffee. „Ich sehe die Fluten des Nihilismus steigen!“ erinnerte er sich des Nietzsche-Wortes, als die braune Flüssigkeit in der Glas-
kanne nach oben stieg.

„Mensch, deine Phantasie hat's ja ganz schön in sich“, wunderte er sich über sich selbst. Genüßlich goß er sich eine Tasse voll ein und holte sich aus dem Schrank noch ein paar Kekse. Dann trank er bedächtig Schluck für Schluck. Im Raum breitete sich eine wohltuende Wärme aus.

Seine Gedanken glitten in die Vergangenheit zu-

rück. Es war ihm, als zöge jemand einen Vorhang beiseite, und vor ihm tat sich ein sonniges, waldreiches Erholungsgebiet auf.

Mit einer Handbewegung versuchte Roland Seeger die Erinnerung zu verscheuchen. Warum hatte er dieses Erlebnis total vergessen, und wer warf es jetzt wie ein Dia an die Wand seiner Gegenwart?

Sieben oder acht Jahre mochte er damals gewesen sein. Sein Vater war mit ihm zu einem beliebten Ausflugsort in der Nähe der Stadt gefahren. Sie hatten einen Holzkahn gemietet und waren über den stillen Waldsee gerudert. Drüben am Ufer des Sees hatten bunte Sonnenschirme herübergewinkt, jedoch war ihm, dem kleinen Knirps, nur eines verlockend erschienen: ein grellbuntes Plakat mit einer riesigen Eistüte und drei Kugeln darauf. Nur ein Wunsch erfüllte sein Herz: „Papa, kauf mir doch ein Eis!“

Sein Vater hatte die beiden festverankerten Ruder durchs Wasser gleiten lassen und seinem Kleinen das abgeschabte Portemonnaie geöffnet. „Da guck rein, mein Spatz, kein Heller mehr drin, außer den paar Groschen, die wir für die Busfahrt nach Hause benötigen. Ich würde dir gern ein Eis kaufen, aber dann müßten wir die acht Kilometer bis heim zu Mama laufen.“

„Papa, Eis“, hatte er mit kläglicher Stimme weitergebettelt.

Nachdem das Boot mit einem knirschenden Geräusch auf dem Uferkies aufgefahren war, hatte sein Vater ihn bei der Hand genommen. Zielstrebig waren sie auf die runde Erfrischungshalle zugeschritten. „Ein Eis für den Jungen!“

Diesen Satz, der damals für ihn wie Musik klang,

konnte er noch heute hören, als ob es gestern gewesen wäre. Glücklicherweise hatte er die Eistüte von dem Verkäufer entgegengenommen, mit drei Bällchen darauf, genau wie auf dem Werbeblatt abgebildet.

„So, mein Kleiner, nun heißt es aber die Beine in die Hand nehmen“, hatte ihn der Vater augenzwinkernd ermuntert, und fröhlich waren sie losgewandert.

Sie waren jedoch nicht weit gekommen, da hatte sich plötzlich der Himmel verdüstert, und ein schweres Gewitter war über die weiten Felder niedergegangen. Er hatte jedoch keine Angst verspürt. Voller Vertrauen hatte er seine kleine Hand in die große, kräftige seines Vaters gelegt. Unter dem überhängenden Dach einer baufälligen Scheune hatten sie sich untergestellt. Fürsorglich hatte sein Vater seine weite Jacke um ihn gelegt und ihn fest an sich gezogen. Als er dann Stunden später in seinem warmen Bett lag, war sein letzter Gedanke gewesen: „Ich hab doch den besten Papa der Welt!“

Mit Befremden, aber zugleich mit einem merkwürdigen Freudengefühl nahm Roland Seeger wahr, wie Tränen in seine Augen drangen. Also war er doch nicht so erstarrt, daß er keiner Regung mehr fähig war.

„Nur nicht schwach werden“, höhnte eine Stimme in seinem Innern.

Aber wer konnte überhaupt dieses „Werden“ steuern? Schwach oder wahnsinnig werden – hatte Nietzsche es überhaupt in der Hand gehabt, nicht dem Wahnsinn zu verfallen?

Roland Seeger wanderte unruhig in seinem geräumigen Wohnzimmer auf und ab. War das viel-

leicht Nietzsches einzige Alternative gewesen: schwach oder wahnsinnig zu werden? Gegen die Schwachheit hatte sich der Philosoph lange und mit Erfolg gewehrt, aber den Wahnsinn zu verhindern, das war ihm nicht gelungen.

Roland Seeger unterbrach sein rastloses Auf und Ab und versuchte Ordnung in seine wirren Empfindungen zu bringen. Er fühlte sich seiner Gedanken durchaus mächtig. Vom Wahnsinn war er weit entfernt. Dennoch stieg da etwas in ihm auf, das ihm Angst einflößte, dunkel und unheimlich, wie ein Hai, der aus den Tiefen des Meeres heraufstößt: das Wissen um seine Schuld. Er versuchte es zu verdrängen, aber das anklagende Bild seines Vaters stand zu intensiv vor ihm.

Einen „kleinen armseligen Proleten“ und ähnlich Erniedrigendes hatte er seinen Vater damals geschimpft, kaum hatte er ihn an Bildung überflügelt. Bei diesem Gedanken fühlte er, wie ihm die Schamröte siedendheiß ins Gesicht stieg. „Du bist wirklich kein bißchen besser als dein alter Herr“, stellte er mit ehrlicher Überzeugung fest.

Er wischte mit einer heftigen Bewegung die Tränen aus den Augen. Plötzlich sah er seine Schwester vor sich, ihren letzten Blick, mit dem sie ihn angesehen hatte: „Roland, er liegt im Stadtkrankenhaus, Pflegestation 14, Zimmer 33. Er wartet, Roland!“

Wie er es in seinen Kinderjahren immer getan hatte, weniger aus Zorn als vielmehr aus einer Art Ratlosigkeit heraus, stampfte er mit seinem rechten Fuß energisch auf den Boden. „Er wartet, Roland“, wiederholte er den Satz seiner Schwester. „Wenn er noch wartet“, fügte er leise hinzu.

„Bist du jetzt wirklich an der Stelle angelangt, wo

du den Notstand deiner Seele ausrufen muß?" bot sich ihm im nächsten Moment bereits wieder ein Nietzsche-Wort als Hilfe an.

„Vielleicht werde ich noch verrückt, oder ich bin es schon; auf jeden Fall“, Roland Seegers Stimme war voller Trotz, als widerspräche er einem im Zimmer Anwesenden, „auf jeden Fall fahre ich zu meinem Vater, und zwar sofort, mit dem nächstbesten Zug!“

Er griff sich an die Stirn. „Mensch, das geht ja nicht!“ Sie hatten heute eine wichtige geschäftliche Besprechung, die er keinesfalls versäumen durfte. Aber morgen, morgen würde er fahren. „Papa, halt noch ein paar Tage durch, ich komme!“

Kapitel 11

Bei der Geschäftsbesprechung am folgenden Nachmittag gelang es Roland Seeger nur mit äußerster Mühe, sich mit den wirtschaftlichen Fragen und Problemen der Firma zu befassen und die von ihm erwarteten Ratschläge beizusteuern. Einem der Herren entging seine innere Abwesenheit nicht, und er blickte ihn tadelnd an. Roland Seeger wußte diesen Blick richtig zu deuten. Er beugte sich zu dem Mann hinüber und flüsterte ihm zu: „Mein Vater liegt im Sterben, Herr Berger.“

Über das Gesicht des Mannes huschte sichtliche Verlegenheit. Er nickte. Roland Seeger entschuldigend zu und drückte ihm sogar die Hand. Dabei murmelte er leise zurück: „Ich habe volles Verständnis, ganz gewiß, volles Verständnis.“

Roland Seeger hatte sich vorgenommen, am nächsten Morgen mit dem ersten Zug zu fahren, aber seine Gedanken ließen ihm keine Ruhe. Er malte sich die furchtbarsten Dinge aus. Am besten, er nahm den Nachtzug, dann war er gleich am anderen Morgen in seiner Heimatstadt!

Nach Büroschluß eilte er in seine Wohnung, packte rasch ein paar Sachen zusammen und bestellte telefonisch ein Taxi. Erst als er in dem weichen Polster des D-Zug-Abteils lehnte, wurde er etwas ruhiger.

Wie mit einem Fernrohr holte er vor seinem inneren Auge die Gestalt seines Vaters so nahe wie möglich heran. Warum waren eigentlich Erlebnisse wie das damals mit dem Eis beinahe wie erloschen, während die negativen Erinnerungen wie ein dauerndes Feuer in ihm aufloderten?

Hier schien sich ein ungeschriebenes menschliches Gesetz erfüllt zu haben, nämlich daß Haß sich leichter in den Herzen festsetzt als Liebe. Ein Gedicht, das sein alter Schulrektor gelegentlich mit viel Pathos deklamiert hatte, durchgeisterte seine Gedanken: „O lieb, so lang du lieben kannst, o lieb, so lang du lieben magst, die Stunde kommt, die Stunde kommt, wo du an Gräbern stehst und klagst.“

„Ja, wenn es nur um die Klage an den Gräbern ginge!“ spinn er den Faden weiter. Wenn sich's ausgeklagt hatte, würde ja schließlich die Sonne wieder scheinen. Jedoch es war ein Mitwisser da. Und wie ein greller Blitz die Nacht erhellt, so stand die Gewißheit plötzlich vor Roland Seeger: „Dieser Mitwisser, das ist der lebendige Gott selbst!“

Gott, an den Roland Seeger seit nahezu einem Vierteljahrhundert nicht mehr glaubte! Schlagartig mußte er erkennen, wenn auch mit innerlichem Widerstand, daß die menschliche Vernunft die göttliche Wirklichkeit wohl leugnen, aber nicht aufheben konnte.

Grübelnd stand er am Fenster und preßte seine Augen an die Scheibe. Weit drüben leuchtete ein Weihnachtsbaum mitten aus einer Häuserzeile herüber.

„Ach so, Weihnachten steht ja vor der Tür.“ Roland Seeger wandte sich vom Fenster ab und verließ sein Abteil. Mit müden Schritten ging er in Richtung Speisewagen. Ein Kaffee würde die Lebensgeister wieder etwas wecken. Er war gerade im Begriff, die Tür des Speisewagens hinter sich zu schließen, da blieb er vor Schreck einen Moment wie angewurzelt stehen.

Direkt vor ihm am ersten Tisch saßen ein Mann und eine Frau in Trauerkleidung. Sie hatten ihre Nachricht offenbar schon erhalten. Das Gesicht der Frau wies Tränenspuren auf. Roland Seeger bemerkte, wie die fleischige Hand des Mannes heftig zitterte, als er in seinem Kaffee rührte.

„Mein Gott, ich war ja noch nie abergläubisch“, dachte er bei sich selbst, „aber das hier ist ein unheimlich böses Omen.“

Er suchte sich am anderen Ende des Speisewagens einen Tisch und bestellte ein Kännchen Kaffee. Nervös rauchte er ein paar Zigaretten hintereinander. Auch seine Hände zitterten. Hoffentlich dachte der Ober nicht, es läge an seinem Kaffee!

Er schnappte ein paar Gesprächsfetzen der beiden anderen Gäste auf. „Daß es so schnell ging, so schnell“, hörte er die Frau sagen.

Wie geprügelt, mit drückenden Gedanken belastet, zog er sich wieder in sein Abteil zurück. Der Zug donnerte über eine hohe Brücke, und in Roland Seegers Ohren klang dieses hohle Rattern, als führe er geradewegs ins Totenreich hinein.

„Was ist, wenn Papa schon in dieses Reich eingegangen ist? – Gott, wenn du da bist und wenn sich Nietzsche und alle Gottesleugner geirrt haben, dann gib mir doch ein Zeichen. Laß es nicht zu, daß er vor meinem Eintreffen stirbt!“

Roland Seeger blickte etwas unsicher hinaus auf den erleuchteten Gang, dann betete er flüsternd weiter: „Du kennst mich, Gott. Ich habe einen eisernen Willen. Wenn du mir diesen Wunsch erfüllst und ich Papa noch lebend antreffe, dann will ich ganz neu an dich glauben.“

„Kuhhandel!“ wisperte eine Stimme, und Roland

Seeger konnte nicht beurteilen, ob sie von innen oder von außen zu ihm sprach.

Wieder meldete sich die unheimliche Stimme: „Kuhhandel. Fängst du schon an zu kriechen? Wenn dein alter Herr stirbt, was tut's! Er ist nicht mehr da, nur ein paar beleidigte Verwandte und dein eigenes verbogenes Gewissen. Vermochten 25 Jahre Lektüre der Vernunft dir diese Gewissensreste wirklich nicht wegzuspülen? Willst du jetzt in der Stunde der Bewährung zu Kreuze kriechen?“

Roland Seeger hämmerte sich mit beiden Fäusten an die Stirn. Das war ja nicht zum Aushalten! Er trat auf den Gang hinaus und zog ein Fenster herunter. Kalt strömte der Fahrtwind herein. Die Morgendämmerung schälte die Landschaft aus der schwindenden Nacht. Ähnlich erging es Roland Seeger mit seiner Schuld. Auch sie nahm, je mehr das unerklärliche Licht ihm aufdeckte, handfeste Konturen an.

Schuld? War dieser Begriff für Friedrich Nietzsche nicht *das* Ärgernis, vor dem alle anderen religiösen Fragen verblaßten? „Schuld, Sünde“, so erklärt Nietzsche, „ist nicht ein Vergehen an der Menschheit, sondern an Gott, welcher ein Sich-im-Staube-Wälzen fordert.“

Endlich rollte der Zug über die Weichen des heimlichen Bahnhofs. Roland Seeger stand voller Ungeduld an der Tür, bereit zum Absprung. Seine Blicke überflogen den menschenleeren Bahnsteig. Im gelben Licht der Bahnhofslampen trieben die Schneeflocken.

Da, ein letztes Quietschen der Bremsen, und der Zug hielt. Hastig stieß er die Tür des Wagens auf, rannte über den Bahnsteig, quer durch die Bahnhofshalle, hinaus auf die Straße.

Er eilte auf ein Taxi zu. „Sofort zum Krankenhaus!“ Der Fahrer nickte. Der Wagen glitt durch die vertrauten Straßen der kleinen Stadt. Roland Seeger kannte hier jeden Winkel.

„Pflegerstation 14, Zimmer 33“, murmelte er vor sich hin.

Das Taxi näherte sich dem erleuchteten Eingang des Krankenhauses.

Wenige Sekunden später stand Roland Seeger heftig atmend vor dem Auskunftsschalter: „Ich möchte zu Herrn Seeger, Erich Seeger.“

Der Mann suchte die Karteikarten durch. „Ja, hier haben wir's: Pflegerstation 14, Zimmer 33.“ – „Vielen Dank!“

Er sprang die Treppen hinauf. „Lieber Gott“, stieß er mit trockenen Lippen hervor, „denk an unsere Abmachung.“

Roland Seeger sah sich in dem langen Gang um. Da kam ihm eine Schwester entgegen. „Entschuldigen Sie, Schwester, ich wollte zu meinem Vater, Erich Seeger.“

Sie wich seinem fragenden Blick aus und nickte ihm nur schwach zu. „Folgen Sie mir bitte.“

Er schritt hinter ihr her. Er sah ihren gebeugten Kopf, den Haarknoten im Nacken. Während sie sprach, vermied sie es, sich nach ihm umzudrehen: „Die ganze Nacht haben wir uns in der Intensivstation um Ihren Vater bemüht, aber es half nichts mehr.“

Sie blieb stehen und wandte sich um. Ihr Blick traf sich mit dem seinen. Der Mann war augenblicklich leichenblaß geworden: „Schwester, sagen Sie, daß es nicht wahr ist!“

Sie schüttelte den Kopf: „Es würde Ihnen doch

nichts helfen. Vor zwei Stunden ist er sanft eingeschlafen.“

Sie öffnete die Zimmertür mit der Nummer 33. Mit ihrer ausgestreckten Hand zeigte sie auf ein Bett, das in dem langen Zimmer hinten in der Ecke stand. „Dort liegt der Tote, Herr Seeger. Und herzliche Teilnahme“, fügte sie hinzu, als sie seine tiefe Erschütterung bemerkte.

„Danke Schwester, danke.“

Roland Seeger konnte sich nur noch mit äußerster Beherrschung auf den Beinen halten. Ein unfassbares Entsetzen sprang ihn an. Wie ein dumpfer Schlag traf ihn die fürchterliche, alles Empfinden verhöhnende Endgültigkeit, das Zu-spät. Betäubt und doch hellwach taumelte er in den Raum hinein.

Die Stationsschwester zog die Tür hinter sich ins Schloß, aber dann streckte sie ihren Kopf noch einmal herein und deutete unsicher und doch routiniert auf das Bett, in dem der Tote lag: „Ihre Mutter war schon da mit einer jungen Frau; darum die Nelken auf der Brust Ihres Vaters.“

Er nickte abwesend, ohne das Gesagte wirklich aufzunehmen; dann trat er auf Zehenspitzen an das Bett heran. Da lag er nun: stumm, kalt, tot. Sein gelblich wächsernes Gesicht hob sich kaum ab vom Kopfkissen. Roland Seeger registrierte die friedlichen, beinah himmlisch anmutenden Gesichtszüge. „O Papa, Papa, warum hast du nicht gewartet!“ schrie es in ihm.

Kraftlos sank er am Lager des Toten nieder. Lange verharrte er wie gelähmt in dieser Haltung; dann erhob er sich langsam wieder von seinen Knien. Ein kalter Schauer rann auf einmal durch seinen ganzen Körper. Er war nicht allein mit diesem Toten! Einen

Moment lang glaubte er das unheimliche Lachen des lebendigen Gottes zu hören. „Ja, Gott lebt“, hauchte er, „aber er ist nicht mehr für mich, sondern gegen mich!“

Seine Blicke umfaßten die Gestalt des Toten. Er sah den Ansatz des grauen, welligen Haares, glänzend wie bei einem Lebenden. Aber schon bei der Stirn begann der Tod. Sein schreckliches Siegel auf der Stirn, ja auf dem ganzen Antlitz, war nicht zu übersehen. „Wenn sich doch die Augen nur noch eine Sekunde lang öffnen und der Mund nur noch einen Satz sprechen könnte!“ flehte es in ihm, „der Mund, der gestern noch gebettelt hatte, ‚laß doch den Roland zu mir kommen‘.“

„Vater, ich bin doch gekommen, ich bin doch bei dir, Vater!“

Doch der Tote blieb stumm.

Roland Seeger ergriff die schlaffe, kalte Hand seines Vaters. Wie unheimliches Wetterleuchten blitzte ein Wort in ihm auf. Er hatte es im Konfirmandenunterricht gelernt. Nein, dieses Wort fiel ihm nicht einfach so ein, vielmehr warf es ein grelles Licht auf seine seltsame Empfindung des anwesenden Gottes: „Aber der im Himmel wohnt, lachtet ihrer, und der Herr spottet ihrer.“

Ja, so hieß dieses Wort! Und er hatte all die Jahre hindurch geglaubt, Gott aus der Wirklichkeit seines Lebens ausklammern zu können; dabei war kein Atemzug möglich ohne dessen allmächtigen Willen. „Mußte solche Torheit Gottes Lachen nicht geradezu herausfordern?!“

Hilflos wie ein Kind drückte der stattliche Mann die Hand seines Vaters, dann beugte er sich etwas vor, so als ob der Verstorbene ihn dann besser hören

könnte: „Papa, nur einen kleinen Gegendruck deiner Hand, nur das kleinste Zeichen, damit ich weiß, daß du mir vergeben hast!“

Doch der Mund blieb stumm, die Hand regungslos.

Kapitel 12

Karin Meißner, geborene Haberer, stand am Bett ihres Sohnes. „Gute Nacht, mein Schatz.“ Voller Liebe ruhten ihre Blicke auf dem Kleinen.

„Gute Nacht, Mami“, lächelte er froh. Er ahnte nichts von ihren Sorgen, die heute morgen wie ein graues Gespenst mit der Post ins Haus geflattert waren.

Voller Spannung hatte sie am Morgen nach dem Einkaufen den Umschlag aufgerissen, erstaunt darüber, daß sie einen Brief von der eigenen Firma erhielt. Mit angehaltenem Atem hatte sie die wenigen Sätze überflogen. Ihr Chef hatte es offenbar nicht gewagt, ihr die bittere Wahrheit von Angesicht zu Angesicht zu eröffnen. Nun stand es da in ein paar dünnen Zeilen, schwarz auf weiß: gekündigt zum 31.12. dieses Jahres.

Immer wieder hatte die Frau die wenigen Zeilen gelesen. Ratlos hatte sie sich in dem muffigen Treppenhaus an den Briefkasten gelehnt. Das war allerdings eine Weihnachtsüberraschung! Die kleine Rente, die sie bezog, würde kaum reichen, um sich und den Jungen durchzubringen. Einen tröstlichen Vorteil hatte diese Nachricht zwar: Sie konnte ab Januar ihre Mutter entlasten und ganztags bei ihrem gelähmten Kind bleiben.

Liebevoll beugte sie sich über ihren Hannes und gab ihm einen zärtlichen Gute-Nacht-Kuß. Den Kopf voller schwerer Gedanken, zog sie sich aus dem Zimmer zurück und ging nebenan in die Küche.

Ihre Mutter, die über ihrer Wohnung drei Zimmer gemietet hatte, war seit einer Woche in Lübeck.

Dort wohnte ihr älterer Bruder, den sie zweimal im Jahr besuchte, einmal im Sommer und dann zur Adventszeit. Wahrscheinlich brachte sie ihn, wie schon in den vergangenen Jahren, über die Weihnachtsfeiertage mit nach Hannover, denn vor vier Jahren war ihm die Frau gestorben. Auch Hannes freute sich immer sehr, wenn Onkel Felix kam: Der konnte so spannende Geschichten erzählen!

Durch die Küche zog ein würziger Duft. Karin Meißner beugte sich hinunter zum Backofen und öffnete die Klappe, um nach dem Blech mit den Weihnachtsplätzchen zu sehen. Sie waren knusprigbraun und sahen verlockend aus, bald soweit, um herausgenommen zu werden.

Versonnen starrte sie in die dunkle Höhle des Ofens hinein, aus der ihr ein glutheißer Hauch entgegenwehte. Ihre Zukunft kam ihr mit einem Mal wie diese dunkle, unwirtliche Backröhre vor. Dabei stand das Weihnachtsfest vor der Tür, auf das Hannes sich mit kindlicher Erwartung freute. Auch sie hatte sich von seiner Vorfreude anstecken lassen, obwohl gerade an Weihnachten die Erinnerung an die glücklicheren Jahre mit ihrem Mann und dem Kleinen meist besonders schmerzlich über sie hereinbrach.

Nun war heute morgen zu allem Überfluß noch diese überraschende Kündigung ins Haus geschneit. Wahrhaftig, in ihrem Herzen fand sich nicht ein Funke von jener frohen Weihnachtsbotschaft: „Siehe, ich verkündige euch große Freude.“ Dieses Freudenwort der Engel verrauschte irgendwo, weit entfernt von ihrer harten Wirklichkeit.

Sie setzte sich an den Küchentisch und stützte den Kopf in beide Hände. Was für drückende Ge-

danken! Aber es half alles nichts; sie hatte es nicht in der Hand, sich selber wie ein Münchhausen aus dem Sumpf ihrer Nöte herauszuziehen. – Dabei hatte für den heutigen Tag solch ein tröstendes Wort im Losungsbüchlein gestanden. „Alle eure Sorge werfet auf ihn, denn er sorget für euch.“ Jeden Morgen las sie darin, und dazu den jeweiligen Bibelabschnitt. Sie war über diesem Wort froh geworden, bis die Sorge unerwartet und massiv in Form der Kündigung Gestalt annahm und sich nicht mehr abschütteln ließ.

„Ach, Herr, was soll nur aus uns werden, aus Hannes und mir?“ seufzte sie verzweifelt. Der Gedanke an die anderen Christen in der Gemeinde verstärkte dabei ihre Anfechtung noch.

Sie erinnerte sich an ein Gespräch, das sie am vergangenen Donnerstag nach der Bibelstunde mit einer älteren Frau geführt hatte. Eigentlich war es weniger ein Gespräch gewesen, vielmehr hatte die Jüngere das Gefühl beschlichen, diese Frau führe ihren Glauben vor wie einen blankgeputzten Orden. In guter Absicht, gewiß. Ob sie der Unerfahrenen, deren Glauben noch in den Kinderschuhen steckte, geistliche Hilfestellung geben wollte?

Bei Karin Meißner jedenfalls hatte sie eher das Gegenteil bewirkt. Sehr überzeugt – von sich selbst? – hatte sie sich geäußert: „Ach, Frau Meißner, unser Heiland macht alles richtig; er enttäuscht uns nie.“ Karin hatte darauf nur abwesend mit dem Kopf genickt. Ihre Gedanken waren bei ihren Problemen mit der Halbtagsstelle gewesen. Jetzt, wo ihre Mutter in Hannover war, mußte sie eine Woche lang zuhause bleiben. Das würde der Chef nicht mehr lange hinnehmen. Warum konnte Gott ihr nicht

wenigstens in dieser Frage helfen? „Wenigstens eine Sorge weniger, o Herr!“ schrie es in ihr. Aber von all dem konnte ihr Gegenüber natürlich nichts ahnen, und die Frau fragte auch nicht danach.

Von trüben Gedanken geplagt, war Karin durch die dunklen Straßen nach Hause getrottet. Stimmt das überhaupt: „Jesus enttäuscht uns nie“? In welchem tiefem Einklang mußte das Herz eines Glaubenden mit seinem Herrn stehen, wenn es so felsenfest behaupten konnte, „Jesus enttäusche nie“! „Enttäuschung ist doch meist das Ergebnis unerfüllter Wünsche und Hoffnungen. Wer also nie enttäuscht wird, muß mit seinem ganzen Wollen rückhaltlos in Gottes Willen aufgegangen sein“, sinnierte sie.

Verwirrt und verzagt hatte Karin in der Einsamkeit der Nacht ihr Herz vor Gott ausgeschüttet. Sie war über ihre eigene Aufrichtigkeit erschrocken. Offen hatte sie ihm gestanden, wie alleingelassen und verloren sie sich fühle. Ja, sie war von ihm richtiggehend enttäuscht. „Aber das liegt wohl an mir selbst“, dachte sie. Zwar war sie von dieser Schlußfolgerung nicht so ganz überzeugt, jedoch verbot ihr eine tiefsitzende, vage Furcht, Gott offen zu kritisieren. Hatte sie etwa Angst, ihn damit zu erzürnen?

Sie ertappte sich bei dem Versuch, in Unaufrichtigkeit zu flüchten, weil sie Gottes Peitsche fürchtete. Ein Gott, der seine Kinder mit der Peitsche antreibt – was für eine Vorstellung! Aber stand dieses Bild nicht uneingestandenermaßen Pate bei so manchem Gebet von Gläubigen, die meinten, ihrem Herrn schmeicheln zu müssen, und deren Mund aussprach, was ihr Herz verneinte? War es da nicht ehrlicher, die Karten vor Gott offen auf den Tisch zu legen?

Daß man ihm sowieso nichts vormachen konnte, davon war sie zutiefst überzeugt. Deshalb hatte sie es schließlich gewagt, ihm ihre Sorgen und ihr Unvermögen, seine Wege zu verstehen, offen zu unterbreiten. Und merkwürdig, nach diesem Gebet fühlte sie sich sehr erleichtert. Rasch glitt sie in einen ruhigen, tiefen Schlaf. Erst diese Kündigung von heute morgen ließ ihr Sorgenbarometer wieder in die Höhe schnellen.

„Mutter, wenn du jetzt nur hier wärst!“ wünschte sie sich. „Ich bräuchte jetzt jemand, mit dem ich wenigstens über alles sprechen könnte ...“ Was war denn das für ein Geruch? Ach, die Plätzchen! Erschrocken sprang sie auf. Als sie die Ofentür herunterklappte, qualmte es ihr verräterisch entgegen. „Die sind hin.“ Sie zog das Blech heraus und musterte resigniert das verkohlte Gebäck. Ging denn heute alles schief?

„O Herr, schicke mir doch ein kleines Zeichen deiner Nähe, nur einen winzigen Lichtblick, bitte!“ betete sie im stillen. Nichts geschah. Nur das monotone Ticken der Küchenuhr ließ sich vernehmen. Aber da! – plötzlich merkte sie auf. Aus dem Nebenzimmer drang eine helle Kinderstimme zu ihr herüber. Schief Hannes denn noch nicht? Klar und rein erklang ein Lied, das er in der Kinderstunde gelernt hatte:

„Er ist ein guter Hirt,
der treu sein Schäflein führt,
er weidet mich auf grüner Au,
tränkt mich mit Himmelstau.“

Sie fühlte, wie ihr die Tränen in die Augen stiegen. War das nur Zufall? Viele würden es so nennen.

Zufällig war der Junge noch wach, zufällig begann er zu singen und zufällig gerade dieses Lied. Karin Meißner aber erkannte darin die Antwort des unsichtbaren, anwesenden Herrn auf eine Bitte, die sie noch vor kaum zehn Minuten an ihn gerichtet hatte.

Wie hatte der Pfarrer am Totensonntag in seiner Predigt gesagt: „Der Gedanke, daß Christus wirklich lebt und uns hört, klingt für die meisten Menschen heute nach frommer Schwärmerei. Und doch steht und fällt damit unser aller Glaube, ja das ganze Christentum. Der Apostel Paulus hat vollkommen recht, wenn er im 1. Korintherbrief knallhart feststellt: ‚Ist Christus nicht auferstanden, so ist euer Glaube vergeblich.‘“

Sie faßte wieder Mut. Ja, Jesus lebte und half ihr. Sie hatte es doch schon oft persönlich erfahren dürfen. Auch jetzt wieder. Dieses Lied des Kleinen entsprang keinem Zufall. Gott wollte ihr zeigen, daß er sie nicht vergessen hatte und für sie und ihren Jungen bestimmt sorgen würde.

Sie wischte sich die Tränen aus den Augen und ging hinüber ins Kinderzimmer: „Na, Hannes, schläfst du noch nicht?“

„Bitte, Mami, nicht böse sein. Weißt du, ich hab solchen Durst.“

Lächelnd kehrte sie noch einmal um und brachte ihm ein Glas Wasser.

„Danke Mami“, strahlte er und richtete sich auf. Im Nu war das Glas leer. „Du, bald ist Weihnachten. Noch zwei Wochen. Hoffentlich bringt Omi den Onkel Felix mit. Ich freu mich schon riesig. Er kann so sagenhaft spannende Geschichten erzählen. Und er hat immer so viel Zeit für mich.“

Die Mutter setzte sich auf die Bettkante: „Nicht nur Onkel Felix hat Zeit für dich. Bald werde auch ich mehr Zeit für dich haben, mein Junge.“

Er schaute sie mit großen Augen erstaunt an. Doch dann stutzte er. Warum sah Mami so verweint aus? „Was ist denn, Mami?“

Sie streichelte seine kleine Hand: „Mami hat heute einen Brief bekommen, Hannes.“

„Von Omi?“ fragte er erwartungsvoll.

„Nein, nicht von Omi. Ich ...“, sie stockte, „weißt du, Mami ist ab Januar arbeitslos. Dann verdiene ich kein Geld mehr, und wir müssen von der kleinen Rente leben.“

„Omi hat ja auch Geld“, meinte der Kleine beschwichtigend.

„Ja“, lächelte sie, „aber nicht im Überfluß. Das wird nicht langem für uns alle, fürchte ich. Aber hab keine Angst, Hannes, der liebe Gott wird schon für uns sorgen.“

Kapitel 13

Laut und fordernd schrillte die Haustürklingel. Karin Meißner schreckte auf von ihrer abendlichen Flickarbeit. Halb neun. Wer konnte das jetzt noch sein? Oma hatte doch selbst einen Schlüssel. Zwar wartete Karin seit dieser Kündigung vor drei Tagen sehnsüchtig auf die Rückkehr ihrer Mutter, aber eigentlich sollte sie erst morgen zurückkommen.

Eilig band sie sich die Schürze ab, ordnete mit ein paar flüchtigen Handgriffen ihr Haar vor dem Spiegel und hastete die knarrende, steile Holzterrasse hinunter. Hinter der Haustür blieb sie zögernd stehen. Behutsam drückte sie schließlich die Klinke herunter und öffnete die Tür einen Spaltbreit. Sie erkannte den Besucher sofort. Überrascht wich sie einen Schritt zurück. „Du, Roland?“

„Entschuldige, wenn ich dich so spät noch störe, aber ich muß dich unbedingt sprechen, Karin. Du bist sozusagen meine letzte Rettung. Darf ich reinkommen?“ Unsicher blickte er sie an.

„Aber natürlich Roland, komm nur mit hoch.“

Sie ließ die Haustür ins Schloß zurückfallen und stieg dann vor ihm die Treppe hoch. „Was mag ihn nur hierher geführt haben?“ überlegte sie. „Jetzt, um diese Zeit! Und was hatte er damit gemeint: ‚Du bist sozusagen meine letzte Rettung‘?“

Nach ihrer Begegnung im Sommer hatte sie noch eine Zeitlang auf einen Anruf von ihm gewartet, ohne sicher zu sein, ob sie überhaupt eine Weiterführung dieses Kontaktes wünschte. Dennoch war sie enttäuscht gewesen, daß er sich so gänzlich in Schweigen gehüllt hatte. Nicht zuletzt wegen Han-

nes. Er hatte oft nach dem freundlichen Onkel gefragt. Und jetzt stand er mit einem Mal vor ihrer Tür!

Sie schämte sich über die fleckige, zum Teil schon abgelöste Tapete an den Wänden des Treppenhauses, als sie ihren Gast nach oben führte. „Ein neuer Anstrich wäre längst fällig gewesen, aber der Hausbesitzer spielt mit dem Gedanken, die alte Bruchbude abzureißen.“

Roland Seeger bemerkte ihre Verlegenheit. Karin Meißner war es sichtlich peinlich, ihn durch den dunklen Korridor in die enge, altmodisch eingerichtete Küche bitten zu müssen.

„Auf einen Mann wie dich wirkt das hier sicher wie eine Rumpelkammer“, erklärte sie mit einem unsicheren Lächeln.

„Ach, Karin, was helfen alle großen schönen Räume, wenn einem innerlich die Luft abgeschnürt wird!“

„Komm, setz dich erst einmal hin.“

Sie bot ihm einen Küchenstuhl an. „Wir müssen leider hier drin bleiben, der Kleine schläft im anderen Zimmer. Darf ich dir etwas anbieten? Einen Kaffee?“

„Später vielleicht“, winkte er ab. „Darf ich rauchen?“

Sie nickte und stellte ihm eine Untertasse hin. „Hab leider keinen Aschenbecher“, entschuldigte sie sich.

Er sah sehr müde aus und bleich. Nervös sog er an seiner Zigarette. Sie registrierte einige scharfe Linien, die sich um seinen Mund eingegraben hatten.

„Ich will, ich möchte dich wirklich nicht belästigen ...“, begann er zögernd.

„Das tust du auch nicht, Roland“, unterbrach sie ihn. „Du wolltest uns doch sowieso mal besuchen.“

„Ich hatte es auch vor, aber es ist beim Wollen geblieben. Weißt du, Karin, wenn man keinen Menschen hat, dem man wirklich trauen kann, wird man wie ein einsamer Wolf. Man versucht alle Probleme mit sich selbst auszufechten, bis man eines Tages vor einer Grenze steht und nicht mehr weiterkann. Die Sache ist besonders hart, wenn es sich um die endgültige Grenze des Todes handelt.“

Die Frau sah ihn fragend an.

Er griff in die Innentasche seines Jackets und zog einen Zeitungsausschnitt hervor: „Hier, lies, Papas Todesanzeige.“

Sie nahm das Blatt. Ihre Augen überflogen das Geschriebene:

Nach kurzer schwerer Krankheit verstarb heute
unerwartet mein guter Mann,
unser treusorgender Vater und Opa

Erich Seeger

Im Alter von 65 Jahren.

In stiller Trauer: Die Ehefrau: Anna Seeger, geb. Roth

Die Tochter: Ursula Hölzer mit Ehemann Walter

Die Enkel: Marianne und Stephan

sowie alle Anverwandten.

„Wo steht denn dein Name, Roland?“ fragte sie erstaunt. „Warum bist du denn ausgelassen? – Doch zuerst einmal herzliche Teilnahme.“ Sie drückte ihm mitfühlend die Hand, wobei er seinen Blick vor ihren forschenden Augen zur Seite wandte.

„Das mit der Anzeige hat seinen Grund. Gerade deshalb bin ich ja hier, Karin. Ich brauche einen Menschen, bei dem ich abladen kann.“

„Erzähl ruhig, ich hör dir gern zu“, nickte sie aufmunternd.

„Daß Mutter meinen Namen wegläßt“, begann der Mann, „das hätte ich ehrlich nicht gedacht. Aber mein Verhalten hätte selbst eine Taube zum Raubvogel gemacht. Mutter hatte extra Uschi, meine Schwester, nach Hannover geschickt, um mich zu bitten, mich doch mit meinem sterbenden Vater auszusöhnen. Ich lehnte ab. Uschi fuhr unverrichteter Dinge kaum eine Stunde später wieder nach Hause.“

Aber danach geschah das Unbegreifliche: Mein Gewissen meldete sich. Schrill und laut wie eine Sirene. Ich sah plötzlich meine Mutter vor mir, meinen Vater, Szenen aus meiner Kindheit, die mir klarmachten, daß mein Vater mich trotz all seiner Fehler und Schwächen geliebt hatte.

Obwohl ich mich dagegen sträubte, empfand ich wie nie zuvor, was für ein kalter, innerlich toter und herzloser Mensch ich war. Sofort setzte ich mich in den Zug. Ich mußte zu meinem Vater! Dauernd peinigete mich unterwegs der Gedanke: „Was wird, wenn du ihn nicht mehr lebend antriffst?“

Karin blickte den sichtlich um seine Fassung Ringenden mit ihren braunen Augen ernst und verstehend an, worauf dieser seine Augen senkte. Hilflos musterte er den abgetretenen Küchent Teppich zu seinen Füßen.

„Im D-Zug habe ich seit Jahrzehnten zum ersten Mal wieder meine Hände gefaltet und zu Gott geschrien. In meiner Not habe ich ihm versprochen,

ihm fortan wieder restlos zu vertrauen, wenn ich meinen Vater noch lebend anträfe.“

„Und du hast ihn nicht mehr lebend angetroffen“, warf die Frau dazwischen.

Er hob seinen Blick und sah sie an: „Man kann Gott nicht mit Versprechungen und Kompromissen ködern, Karin. Zwei Stunden vor meinem Eintreffen war Vater gestorben. ‚Er ist sanft entschlafen‘, sagte mir die Schwester.

Die Nachricht traf mich wie ein Keulenschlag. Länger als ich in den letzten Jahrzehnten bei meinem lebenden Vater zugebracht hatte, blieb ich an seinem Totenbett. Ich wußte, es war verrückt, aber ich lauerte verzweifelt auf irgendeine Geste von ihm. Doch er blieb stumm. Seine starren, vom Tod gezeichneten Züge blieben unverändert.

Zuerst wollte ich vom Krankenhaus sofort zu meiner Mutter, sie trösten oder mich trösten lassen. Doch dann verwarf ich diesen Gedanken wieder. Ich fürchtete, sie könnte mir nicht verzeihen, zumal in dieser Stunde. Ich verkroch mich statt dessen zwei Tage in einem Hotelzimmer. In diesen beiden Tagen ist mein nihilistisches Dach gründlich abgedeckt worden. Die schreckliche Herrlichkeit Gottes glänzte hinein in meine Leere und Sinnlosigkeit.“

„Gott?“ Karin sah ihn erstaunt an. „Ich dachte ...“

„Die intellektuellen Schattenspiele ändern nichts an der Tatsache, daß er doch da ist, Karin. Ich mußte mich – gegen meinen Willen – davon überzeugen lassen: Kein noch so fundierter Unglaube kann die Existenz Gottes aufheben. Er lebt außerhalb unseres menschlichen Denkens und Empfindens. Verstehst du.“

Er ergriff ihre Hand, und sie ließ sie ihm: „Am

nächsten Tag las ich die Todesanzeige. Da hatte ich es schwarz auf weiß: Sie haben mich alle fallenlassen; Mama, Uschi – und auch Gott.“

Sie schüttelte energisch den Kopf: „Zumindest bei letzterem stimmt das nicht. Im Gegenteil. Gott hat noch nie so eindringlich zu dir geredet wie in diesen Tagen.“

Er blickte sie voller Zweifel und sichtlich überrascht an: „Meinst du wirklich?“

„Du hast es doch gerade selbst gesagt“ – sie zog ihre Hand zurück, „daß Gott außerhalb des menschlichen Denkens und Empfindens lebt. Wenn wir also von uns aus nichts von ihm vernehmen können und er dir doch so deutlich geworden ist, dann muß er selbst zu dir gesprochen haben. Siehst du das denn nicht?“

„Sollte das wirklich ein Reden Gottes gewesen sein? – In den letzten Tagen habe ich mich zwar immer wieder verzweifelt gefragt, warum ich meine Gewissensqualen nicht loswerden konnte. Dabei war wie so oft Nietzsche zur Stelle und bot mir seine Hilfe an. Ich erinnerte mich an seine Auffassung über das Gewissen. Es sei ein eingebranntes Strafzeichen, das man Tieren einbrennt, damit sie gezähmt werden. Aber anstatt meinem Meister recht zu geben, wie ich es früher immer getan hatte, zog diese Nummer diesmal nicht mehr. Meine innere Wunde blieb.“

„Roland, ich glaube, dir ist es ähnlich ergangen wie König David, als er in schwere Schuld gefallen war. Er erkannte, daß Gott es war, der durch sein Gewissen zu ihm sprach. In einem Psalm sagt er darüber: ‚Deine Hand lag Tag und Nacht schwer auf mir.‘“

„Ja, so ähnlich hab ich es auch empfunden, wenn ich es auch nicht so klar formulieren konnte wie Du jetzt. Ich konnte in diesem Hotelzimmer einfach keine Ruhe finden. Ich kam mir vor wie ein gehetztes Tier. Schließlich hielt ich es nicht mehr aus. Es trieb mich nach Hause.

Am Morgen des zweiten Tages schlich ich mich zu meinem Elternhaus. Ich umkreiste es in gebührender Entfernung. Wie sehnte ich mich nach einem versöhnenden Gespräch mit meiner Mutter! Doch ich brachte es nicht fertig hineinzugehen. Ich war restlos erledigt. ‚Wirf doch dein Leben weg!‘ forderte mich eine dunkle Stimme auf. Karin, du hast mich im Sommer mal gefragt, ob ich diese Stimme der Verzweiflung kenne. Ich sagte damals, ‚nicht so direkt‘, aber jetzt kenne ich sie. Jetzt weiß ich, wie dir damals zumute gewesen sein muß. Es hätte nicht viel gefehlt, dann wäre ich jetzt nicht mehr hier. Aber da kamst plötzlich du mir in den Sinn, und ich konnte fast nicht anders: Ich mußte hierherkommen, mußte mit jemandem sprechen.“

Seine Hand tastete sich zu der ihren, und ihre Finger umschlossen sich: „Nun bin ich ganz unten, weil mein Glaube nur ein Judasglaube ist.“

„Judasglaube?“ fragte sie verwundert.

„Ja, ein Judasglaube“, wiederholte er mit ruhiger Stimme. „Anders ausgedrückt: Meine Schuld ist größer, als daß sie mir vergeben werden könnte.“

„Roland, keine Schuld ist so groß, daß sie nicht vergeben werden kann“, antwortete sie mit Überzeugung.

„Nein, für mich gibt es kein Hoffen mehr auf Vergebung. Ich habe Gott jahrelang widerstanden und mich bewußt einer antigöttlichen Philosophie und

Lebensweise verschrieben. Und nun, wo ich es endlich einsehe, ist es bereits zu spät. Mein Vater ist tot. Nein, für mich kann es keine Vergebung mehr geben!“

Sie sah ihn verständnisvoll an. Er spürte den Druck ihrer warmen Hand: „Glaubst du wirklich, du seist der einzige, der mit solch einer Schuld vor Gott steht?“

„Nicht der einzige, aber bestimmt einer der Schlimmsten!“

Sie lächelte: „Und trotzdem gilt dir das Wort Jesu: ‚Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen.‘ Siehst du nicht, daß Gott selbst in dir am Wirken ist? Weißt du, seit unserer letzten Begegnung damals im Sommer habe ich oft an dich gedacht.“

„Wirklich?“ warf er erstaunt dazwischen.

„Ja.“ Beinahe ein wenig verlegen schaute sie zur Seite. „Ich habe damals sofort gemerkt, daß du trotz deines beruflichen Erfolges nicht glücklich bist. Seit dieser Zeit habe ich dich in mein tägliches Gebet eingeschlossen. Dein Besuch heute abend kommt mir vor wie eine Antwort Gottes auf mein Flehen, er möge doch deine harte Schale durchbrechen.“

„Also ist es doch mehr als Zufall“, überlegte Roland Seeger laut, „daß ich beschloß, zu dir zu fliehen?“

„Ganz bestimmt, Roland!“

„Aber warum hat Gott dann mein Gebet nicht erhört und meinen Vater sterben lassen?“ entgegnete er gequält.

„Vor kurzem stieß ich auf ein ganz tolles Wort von Dietrich Bonhoeffer, der im dritten Reich so viel Schweres durchgemacht hat. Er sagte einmal: ‚Nicht

all unsere Wünsche erfüllt Gott, aber alle seine Verheißungen.“

Während sie diesen Satz aussprach, erinnerte sie sich an ihre eigene trostlose Lage, und merkwürdig, indem sie Roland zu trösten versuchte, floß der Trost in ihr eigenes Leben zurück. Würde Gott nicht dafür sorgen, daß auch sie und ihr Hannes durchkamen?

„Nicht alle unsere Wünsche, Roland“, wiederholte sie und blickte ihm überzeugt und offen in die Augen, „aber alle seine Verheißungen. Verheißungen, das sind ganz feste Zusagen Gottes an uns, das darfst du wissen. Wer zu Jesus kommt, den wird er nicht hinausstoßen, Roland. Das gilt! Gott liebt dich, auch wenn du es nicht fassen kannst, weil du so lange sein Feind warst. Paulus schreibt im Römerbrief: ‚Gott hat uns schon geliebt, als wir noch Sünder waren.‘ Was glaubst du, bist du da wohl eine Ausnahme?“

„Mein Gefühl sagt mir, daß alles hoffnungslos ist, aber mein Verstand belehrt mich eines besseren. Wenn das wahr ist, was du sagst, dann habe ich tatsächlich noch eine Chance, dann bin ich keine Ausnahme. Ich ...“

Er brach ab. Auf seinen Gesichtszügen spiegelte sich ein hartes inneres Ringen. Dann, nach einer langen Pause, sagte er nachdenklich: „Laß mir noch Zeit. Ich muß in Ruhe weiterdenken, die Fäden entwirren. Ich danke dir, Karin, du hast mir sehr geholfen. Danke, daß du mir so geduldig zugehört hast. Das war sehr lieb von dir, nach allem ...“, er zögerte, „nach allem, was ich dir angetan habe, damals.“

„Schon längst vergeben und vergessen, Roland.“ In ihren Augen glänzten Tränen. „Im Gegenteil, ich

freue mich, daß du gekommen bist und so offen zu mir warst. Nur eins mußt du mir noch versprechen.“

„Ja, und das wäre?“ Er hob erwartungsvoll die Stimme.

„Fang doch wieder an, die Bibel zu lesen. Sie allein kann dir den Weg weisen und dir die Augen öffnen für das, was Gott mit dir vorhat und was er für dich bereithält.“

„Ach, Karin, ich habe in meiner Verzweiflung bereits wieder damit angefangen, sozusagen auf der Suche nach einem letzten Hoffnungsschimmer. Auch wenn ich mich fast schäme, das zuzugeben. Hab nie mehr darin gelesen seit meiner Sonntagschulzeit. Du verstehst.“

„Ich werde für dich beten, Roland.“

„Danke!“ Er erhob sich. „Aber jetzt will ich deine Zeit nicht mehr länger in Anspruch nehmen. Es ist schon spät. Darf ich wiederkommen?“

„Jederzeit, Roland, ehrlich, ich würde mich freuen.“ Sie geleitete ihn zur Haustür. Sie sahen sich lange an. – „Gute Nacht.“

Als er durch die klare, kalte Winternacht nach Hause pilgerte, war ihm, als habe er geträumt. Doch Karins Worte standen noch immer deutlich vor ihm: „Wer zu Jesus kommt, den wird er nicht hinausstoßen.“ „Nicht all unsere Wünsche erfüllt Gott, aber alle seine Verheißungen!“ buchstabierte er vor sich hin. Doch urplötzlich verwandelte sich dieser letzte Satz zu einem giftigen Pfeil aus Nietzsches Köcher. Wie hätte er wohl kommentiert?! „Weil er uns keine Verheißungen erfüllen kann, füttert er uns mit Wünschen.“

Roland Seeger beschleunigte seine Schritte, so als

könne er dadurch diesen nihilistischen Geschossen entfliehen. Aus dem Dunkel schien ihm eine Stimme zuzuraunen: „Ich beschwöre euch, meine Brüder, bleibt der Erde treu und glaubt denen nicht, welche euch von überirdischen Hoffnungen reden! Giftmischer sind es, ob sie es wissen oder nicht.“

„Gott redet von außen“, schoß es ihm durch den Kopf. „Woher aber kam diese andere Stimme?“ Er wußte es nicht. Er hetzte durch die Dunkelheit. Vom nahen Kirchturm hallten zehn Schläge. In vierzehn Stunden wurde sein Vater beerdigt.

Kapitel 14

„Erde zur Erde, Asche zur Asche, Staub zum Staube. Christus wird dich auferwecken am Jüngsten Tage.“

Verborgen hinter einer dichten, grünen Lorbeerhecke stand Roland Seeger und blickte hinüber zu den Trauernden, die in einem Halbkreis um das offene Grab standen. Auf den Arm ihrer Tochter gestützt, die gebeugte, schmale Gestalt seiner Mutter. Wie es schien, konnte sie sich kaum noch auf den Beinen halten. Roland Seeger hatte sich in den letzten Tagen die Beerdigung seines Vaters oft ausgemalt, diese Stunde menschlicher Ohnmacht und Hilflosigkeit.

Jetzt, bei dem erbärmlichen Anblick seiner Mutter, beschlich ihn ein tiefes, fremdartiges Gefühl: Mitleid.

Direkt hinter den beiden konnte er den breiten Rücken seines Schwagers ausmachen. Neben ihm seine achtjährige Tochter. Der Kleine war anscheinend nicht dabei. Roland Seeger bog die Zweige des schützenden Gebüsches ein wenig auseinander. Was hinderte ihn eigentlich daran, seinen Horchposten zu verlassen und sich zu den Trauernden zu stellen? – Seine Mutter. Er fürchtete, daß sie in dieser Stunde des Schmerzes seinen Anblick nicht auch noch ertragen konnte. Deshalb schien es ratsam, Distanz zu wahren.

Bruchstückhaft nur drangen die Worte des Pfarrers zu ihm herüber.

„Wäre ich doch bloß in Hannover geblieben!“ flüsterte er vor sich hin. Er schaltete einige Stunden

zurück. Als er gestern nach dem Gespräch mit Karin, geplagt von finsternen Gedanken, in seine Wohnung zurückgekehrt war, hatte er sofort zu seiner Bibel gegriffen. Während er das dritte Kapitel des Johannesevangeliums las, hatten wie von versteckten Störsendern diese Stimmen weiter dazwischengefunkt: „Jetzt hast du also schon Gewissenskomplexe. Prächtig! Aber in Wirklichkeit ist das nichts anderes als eine ausgewachsene Zwangsneurose.“

Warum nur, warum, hatte er diese vielen Bücher gelesen! Jetzt mußte er feststellen: Auch der Unglaube lebte von seinen Propheten, den Propheten der Gottlosigkeit. Wie sich die Glaubenden an den Zeugnissen ihresgleichen stärken, so bedarf auch der Unglaube seiner Zeugen, um das Fundament der Gottlosigkeit immer neu zu betonieren. Eine Zeitlang hatte er sich sogar die neuesten Veröffentlichungen des Voltaire-Clubs kommen lassen.

Wie man lästige Fliegen verjagt, so hatte Roland Seeger versucht, diese Gedanken mit einer Handbewegung zu verscheuchen. Unter Aufbietung seiner ganzen Willenskraft hatte er die fettgedruckten Verse aus dem Johannesevangelium in sich aufzunehmen versucht. „Laut muß man wohl lesen, laut, damit die anderen Stimmen verstummen. ‚Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater außer durch mich.‘“

Er erschrak über seine eigene Stimme. Aber es schien eine seltsame Kraft von diesen Bibelworten auszugehen. Immer wieder kehrte er zurück zu jenem tröstlichen Wort aus Johannes 6: „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen.“

Doch auch die anderen Stimmen waren da, und sie gaben nicht so schnell nach: „Wer kommt denn

überhaupt zu ihm? Warum solch ein Angebot? Weil man eine breite Vaterbrust braucht, um sich daran auszuweinen? Diese Einladung wird doch nur von den Schwachen, den Mißratenen, den Überreizten ernstgenommen.“

Wie ein Pfeil aus der Hölle traf ihn das bekannte Nietzsche-Wort: „Es steht niemandem frei, Christ zu werden, man wird zum Christentum nicht bekehrt, man muß krank genug dazu sein.“ – War es nun wirklich soweit mit ihm? War er jetzt krank genug?

Resigniert hatte er die Bibel zugeklappt und war noch einmal in die Nacht hinausgeflohen. Mehr als drei Stunden war er umhergeirrt, fröstelnd nicht nur unter den winterlichen Kälteschauern, sondern vor allem unter dem Eis der nihilistischen Gedankenflut. Wie ein riesiger Gletscher hatte sie sich auf ihn zubewegt, und er hatte verzweifelt nach einem Entkommen gesucht. Aber vergeblich. Es schien für ihn doch kein Entrinnen, doch keine Hoffnung mehr zu geben.

Dann endlich, gegen Morgen, hatte er den Entschluß gefaßt, an der Beerdigung seines Vaters teilzunehmen. Überreizt und übermüdet, wie im Traum, war er nach Hause gegangen. Zum Glück waren die Straßen trocken und nicht gefroren gewesen.

Nun stand er da in seinem Versteck und spähte zu der Trauergemeinde hinüber. „Eigentlich lächerlich“, stieg es sarkastisch in ihm hoch, „wenn einer dort in die Gruft gehört, dann bist du es.“

Die Menschen drüben senkten ihre Köpfe und falteten die Hände. Laut betete der Pfarrer das Vaterunser.

Roland Seeger mußte sich einen Momentlang

überwinden, aber dann versuchte er leise mitzubegeben. Gespannt beobachtete er, wie seine Mutter an das offene Grab trat, gestützt von Uschi. Dahinter die zierliche Gestalt des kleinen Mädchens, eng an ihren Vater geschmiegt. Auf einmal mußte Roland Seeger an den gelähmten Hannes denken.

Karin! Mit ihr hätte er jetzt den Mut, auf diese Menschen zuzugehen. Mit ihr könnte er sogar den Mut aufbringen, ein neues Leben zu beginnen ...

Plötzlich drehte sich das Mädchen seitwärts und schaute genau in seine Richtung. Blitzschnell ließ er die auseinandergebogenen Äste zurückgleiten und blinzelte angestrengt durch das Gestrüpp. Die Kleine schien ihn wohl doch nicht gesehen zu haben.

Der Pfarrer drückte den Leidtragenden noch die Hand, dann strebte er gemessenen Schrittes zwischen den Gräbern auf das hohe, schmiedeeiserne Tor des Friedhofs zu.

„Ob ich mit dem Mann mal sprechen sollte?“ durchfuhr es den heimlichen Zaungast. „Er weiß vielleicht, wie es meiner Mutter geht. Bestimmt sogar weiß er es, und vielleicht könnte er auch mir weiterhelfen.“

Behutsam verließ Roland Seeger seinen Lauscherposten und eilte dem Seelsorger nach. Als dieser die Schritte hinter sich hörte, blieb er stehen und wandte sich um. Fragend blickte er seinen Verfolger an.

„Herr Pastor, entschuldigen Sie, daß ich Sie einfach so anspreche, aber ... Seeger ist mein Name, Roland Seeger.“

Der Mann machte ein sichtlich betroffenes Gesicht, und Roland Seeger glaubte, in seinen Blicken deutlich die Frage lesen zu können: „Warum sind Sie denn beim Begräbnis Ihres Vaters nicht dabeige-“

wesen?“ Sollte er zugeben, daß er eine unangenehme Szene mit seiner Mutter gefürchtet hatte? Aber das hieße, sich diesem Unbekannten im schwarzen Talar vorzeitig auszuliefern. Und das war nicht Roland Seegers Art. Seine Verschlossenheit riet ihm zur Vorsicht.

Da kam ihm der Pfarrer auch schon entgegen. „Ihre Mutter“, begann er unaufgefordert und direkt, „kann es nur sehr schwer verwinden, daß Sie sich dem letzten Wunsch des Sterbenden entzogen haben.“

„Also hat sie Ihnen alles erzählt?“

Der Pfarrer nickte. „Ja, sie hat mir alles erzählt. Wahrscheinlich haben Sie richtig gehandelt, daß Sie verborgen geblieben sind; vorläufig wenigstens“, fügte er hinzu.

Schweigend schritten sie nebeneinander durch das Tor, entlang des Kieswegs unter den knorrigen Linden. Verborgen hinter der Friedhofsgärtnerei parkte Roland Seegers Wagen mit dem Kennzeichen der Stadt Hannover.

„Hätten Sie vielleicht noch ein wenig Zeit zu einem Gespräch?“ platzte Roland endlich heraus.

Der Pfarrer blickte auf seine Uhr: „Im Moment leider nicht. Um halb vier habe ich noch Konfirmandenstunde, aber danach ginge es. Sagen wir um halb fünf bei mir im Pfarrhaus. Wissen Sie, wo das ist?“

„Selbstverständlich, Herr Pfarrer“, bestätigte Roland Seeger. „Ich bin doch hier aufgewachsen.“

Sie verabschiedeten sich. Roland Seeger blickte dem Seelsorger nach, dann schloß er seinen Wagen auf und setzte sich hinter das Steuer. Er zögerte. Schließlich ließ er den Motor an und kurvte unent-

schlossen eine Weile durch die vertraute und doch so fremde Gegend.

„Vielleicht sollte ich doch zu Vaters Grab gehen“, überlegte er. Jetzt würde ja von den Verwandten wohl niemand mehr dort sein. Die Bemerkung des Pfarrers „wahrscheinlich haben Sie richtig gehandelt, daß Sie verborgen geblieben sind“, machte ihm zu schaffen. War er denn aussätzig? Sicher hatte der Mann ihm nicht absichtlich weh getan. Er hatte nur andeuten wollen, wie entschlossen seine Mutter die Jalousie heruntergelassen hatte.

„Seltsam ist das schon“, entsponn sich ein Selbstgespräch, als er langsam wieder in Richtung Friedhof fuhr, „wie man sich an die Sklaverei gewöhnen kann. Da hat sie wie eine Heilige ihren Ehekampf zu Ende geführt, und jetzt, da die Peitsche nicht mehr niedersaust, ängstigt sie auch schon die wiedergewonnene Freiheit.“

In einer Seitenstraße stellte Roland Seeger seinen Wagen ab und schritt mit angespannten Sinnen auf das Hauptportal zu. Ob sie tatsächlich alle schon weg waren?

Zwischen den alten Bäumen leuchtete die weiß getünchte Mauer der Totenkapelle hindurch. Wieder dehnten sich vor ihm die Gräberreihen. Flüchtig las er da und dort ein paar halb verwitterte Namen auf den mit Grünspan überzogenen Steinen, bis er vor dem frischen, offenen Grab stehenblieb.

Da also lag nun der Mann, dem er die Hand zur Versöhnung verweigert hatte!

Der kalte Wind raschelte in den Kränzen und spielte mit den Trauerschleifen. Zwischen den Gebinden die nackte, feuchtglänzende Lehmerde. Er trat ganz nah an den Rand der Gruft, sah den dun-

kelbraunen Sargdeckel, die glänzenden Messinggriffe, den Sarg, überstreut mit geknickten Nelken und Rosen, letzte ohnmächtige Grüße derer, die ihre Glieder noch bewegen konnten.

„Vater, warum hast du nicht noch ein paar Tage gewartet?“ Seine Augen füllten sich mit Tränen. Hilflös riß er zwei Nelken von einem der Kränze und warf sie nach unten. „Nicht einmal Blumen habe ich dir mitgebracht!“ Aber was nutzte ein letzter Liebesgruß am Grabe, wenn man sich im Leben nur Dornen gestreut hatte?

Von der Kapelle her nahte eine Gestalt, in der Roland Seeger den alten Totengräber zu erkennen glaubte. Jetzt wurde es Zeit, daß er verschwand; denn dieser Mann hatte einige Jahre in ihrer Nachbarschaft gewohnt und würde ihn auf jeden Fall wiedererkennen. Mit eiligen Schritten entfernte er sich.

Überall Kreuze, aus Stein, aus Gußeisen, aus Holz, und alle drückten nur eines aus: Ohnmacht, Hilflosigkeit, Kapitulation. – „Der Tod ist die eigentliche Macht. Er zwingt jeden in die Knie.“

Da war sie wieder, diese leise aber doch so eindringliche Stimme. „Was soll denn aus diesen Gräbern wiederkommen?“ Alle, die dort langsam vermoderten, hatten ihr Leben hinter sich, ihr irdisches zumindest. Aber konnten sie denn auf mehr hoffen? Lag noch etwas vor ihnen? Das undurchdringliche Schweigen des Todes, noch niemand hatte es durchbrochen. – Die Stille über den Gräberfeldern schien seine Fragen geradezu zu verhöhnen.

Roland Seeger atmete auf, als er sich wenige Minuten später in den weichen Sitz seines Wagens fallen ließ. Zurück zu den Lebenden! In ihm stieg

ein gewisses Gefühl von Überlegenheit auf, wie es jeder Lebende gegenüber den Toten empfindet.

„Jetzt fahre ich zu Mutter. Und niemand soll mich daran hindern“, entschloß er sich.

Er wischte die angelaufene Scheibe klar und steckte den Schlüssel ins Zündschloß. „Wahrscheinlich werden die jetzt um den Wohnzimmertisch sitzen und nur zwei Themen kennen: Der Tod des Vaters und die Kälte des verlorenen Sohnes.“

Er stellte sich die Tischrunde vor. Seine Mutter, Uschi, ihr Mann Walter, die Tanten und Nichten. Alle würden sie in stummer Anklage auf den Augenblick lauern, in dem der erste auf ihn einzuhacken begann. „Warum ist Roland denn nicht gekommen? – Ob ihn die Todesanzeige verärgert hat? – Na, Anna, auf jeden Fall hast du richtig gehandelt. – Wer hätte das von dem Jungen gedacht ...“

„Man müßte es riskieren, in diese Runde der Anständigen hineinzuplatzen“, ging es Roland Seegeer durch den Kopf. „Das gäbe große Augen! Gebündelt würden alle Blicke auf Mutter fallen. „Arme Frau, was hast du da nur für einen Sohn großgezogen!““

Er zündete sich eine Zigarette an. „Nein, Mutter, noch nicht, jetzt noch nicht. Die Reaktion der anderen ist mir zwar gleichgültig, aber wenn du die Nerven verlierst ... Nein, nein und nochmals nein!“

Mit einer abrupten Bewegung drückte er die Zigarette aus und schnippte sie zum Wagenfenster hinaus. Er faltete die Hände, wobei er sie so fest zusammenpreßte, daß die Knöchel weiß hervortraten.

„O Gott“, brach es mit einem Stöhnen aus ihm heraus, „warum schließt die Freiheit für uns Menschen Sinnlosigkeit, Geborgenheit und Wahnsinn

zugleich ein? Warum hast du uns nicht so konstruiert, daß wir die zuckenden Fäden deiner leitenden Hand ganz einfach spüren und ihnen gehorchen müssen? Es heißt, du wolltest keine Marionetten, du wolltest unsere Freiheit. Aber willst du uns überhaupt?“

Roland Seeger ließ den Motor an. Der Wagen glitt langsam die leicht abfallende Straße hinunter. Was sollte er noch tun bis um halb fünf? – Der stille Waldsee! Jawohl, zum Waldsee, dorthin wollte er fahren. Der See, über dessen schimmernde Fläche er vor Jahrzehnten mit seinem Vater gerudert war.

Kapitel 15

Roland Seeger zögerte, als er vor der massiven Tür des alten Pfarrhauses stand. Beinahe bereute er es, diesen Mann um ein Gespräch gebeten zu haben. Aber das half jetzt nichts mehr. „Wer A sagt, muß auch B sagen.“ Er drückte auf die gelbe Messing Klingel und wartete.

Von innen nahten sich leichte Schritte. Die Tür öffnete sich, und eine junge Frau stand vor ihm: „Mein Mann erwartet Sie schon, Herr Seeger.“

Der Besucher blinzelte dem kleinen Jungen freundlich zu, der sich verschämt hinter seiner Mutter versteckte.

Vor etwa sechsundzwanzig Jahren war Roland Seeger das letzte Mal in diesem Haus gewesen. Nur schwach erinnerte er sich noch an den langen düsteren Flur und die dunkle, braune Holzdecke. Damals, als Konfirmand, hatte er dieses halbdüstere Haus mit Erleichterung wieder verlassen.

„Treten Sie doch ein“, forderte die Frau den Zögernden auf. Ihm fiel sofort auf, daß der ehemals so unfreundliche Gang geschmackvoll renoviert worden war. Auch die zahlreichen Türen schienen aufgehellert worden zu sein. Eine dieser Türen öffnete sich, und Pfarrer Lettler trat heraus. Freundlich begrüßte er den Besucher und wies einladend auf die geöffnete Tür: „So, Herr Seeger, schön, daß Sie gekommen sind. Jetzt habe ich Zeit für Sie.“

Mit einem flauen Gefühl im Magen trat Roland Seeger ein. Er wunderte sich über sich selbst. „Wo ist denn deine Sicherheit geblieben, mein Junge, dein

sicheres Auftreten? Wirst doch wohl keinen Bammel haben vor dem Herrn Pfarrer, oder?"

Der Seelsorger schien nicht zu ahnen, welche widersprüchliche Empfindungen seinen Gast umtrieben. Oder übersah er es absichtlich? Freundlich schob er ihm einen Stuhl hin: „Bitte nehmen Sie Platz.“

Die Frau zog hinter ihnen die Tür ins Schloß, dann waren die beiden Männer allein.

Drei Wände in diesem großen Raum waren überzogen mit Büchergestellen. Seitlich am Fenster stand ein massiver Schreibtisch. Roland Seeger fiel es schwer in dieser „papierenen“, wie er vermutete, hochtheologischen Atmosphäre ein Gespräch zu beginnen.

Offensichtlich aber rechnete der Pfarrer damit, denn er sah ihn auffordernd an.

„Ich nehme an, Herr Lettler, meine Mutter hat Ihnen alles erzählt, Ihnen gewissermaßen ihr Herz ausgeschüttet.“

„Ja, das hat sie. Es schien ihr unbegreiflich, daß Sie trotz ihres inständigen Flehens ...“

„so hart geblieben sind“, half Roland Seeger ihm über sein kurzes, verlegenes Schweigen hinweg.

Er ließ seine Blicke über die zahllosen Buchrücken gleiten. „Was haben Menschen nicht alles gedacht und geschrieben – und wieviel Fragwürdiges, Irriges!“ Er sah sein Gegenüber mit hellen Augen eindringlich an: „Sicher spreche ich für Sie in Rätseln. Wissen Sie, meine Rolle als Beichtkind kommt mir recht komisch vor.“

„Wollen Sie denn in dieser Rolle auftreten, Herr Seeger?“

„Ja. – Seltsam, nicht? Aber langsam muß ich mich

damit abfinden, daß ich ein Gewissen habe. Dabei dachte ich, der alte Nietzsche hätte es mir gründlich rausoperiert, wie einen überflüssigen Blinddarm.“

„Und was sagt Ihnen Ihr Gewissen?“

„Es läßt mich keine Nacht mehr schlafen. Es quält mich, weil ich jetzt meinem Vater kein gutes Wort mehr geben kann. Lange habe ich verzweifelt an seinem Totenbett gestanden. Was hätte ich dafür gegeben, wenn diese geschlossenen Augen sich noch einmal geöffnet und die schmalen Lippen sich noch einmal bewegt hätten! Aber ...“, der Erzählende zuckte hilflos mit den Schultern. „Meine Mutter weiß übrigens nichts davon.“

„Ja, Ihre Mutter hat mir nur erzählt, wie hart und abweisend Sie sich verhalten haben.“

„Härte! Härte, Herr Pfarrer, das war mein Ideal! Kennen Sie Nietzsche?“

„Und ob ich ihn kenne! Vielleicht nur zu gut“, entgegnete der Geistliche. „Ich bin ihm während meines Theologiestudiums begeistert zu Füßen gesunken und hatte später alle Mühe, ihn wieder loszuwerden.“

Roland Seeger bemühte sich nicht, sein ungläubiges Staunen zu verbergen: „Sie?“ „Als Pfaffe?“ hätte er beinahe hinzugefügt. „Seltsam. Und da komme ich ausgerechnet zu Ihnen.“

„Seltsam?“ lächelte sein Gegenüber. „Ich habe mir abgewöhnt, diese ‚Seltsamkeiten‘ als Zufälle zu bezeichnen.“

Nervös fuhr Roland Seegers Hand in seine Westentasche und umschloß das Zigarettenspäckchen. Ob er sich wohl eine anzünden durfte, hier in diesem frommen Haus?

„Würden Sie gerne eine rauchen?“ erriet der Pfar-

rer seine Geste. „Einen Moment, ich hab da drüben einen Aschenbecher.“

Roland Seegers Hände zitterten kaum merklich, als er sich die Zigarette anzündete. „Hat Ihnen meine Mutter eigentlich erzählt, wie ich zu ihrem ‚verlorenen Sohn‘ entartet bin?“

„Andeutungsweise nur. Sie sprach von den häufigen Auseinandersetzungen mit Ihrem Vater, besonders von dem einen Abend, als er den festlich gedeckten Tisch verwüstet hatte. Damals habe alles angefangen.“

„Ja, damals hat es angefangen. Vielleicht hätte ich mich später wieder mit meinem Vater versöhnt. Doch ich war mittlerweile an die Literatur Friedrich Nietzsches geraten. ‚Das Mitleid ist eine Verschwendung der Gefühle‘ und ähnliche Sprüche. Sie kennen das ja, wenn Sie seine Schriften gelesen haben.“

Mit der Zeit wurde ich immer härter. Ich sah ganz klar: Wer Liebe investiert, der muß sich auf Leiden gefaßt machen. Und das wollte ich nicht. Die Ehe meiner Eltern war mir in dieser Hinsicht die beste Warnung, Sie verstehen.“

Der Seelsorger nickte.

„Bis es dann zu spät war, und mein Vater tot vor mir lag.“

Roland Seeger stockte. Sollte er von jener Empfindung berichten, die ihn am Sterbebett seines Vaters überfallen hatte? Jenes unheimliche Bewußtsein der Gegenwart eines zornigen Gottes?

Er gab sich einen Ruck: „Haben Sie Gott schon lachen hören?“

Sein Gegenüber war sichtlich verwirrt von dieser seltsamen Frage.

„Nein, Herr Seeger“, antwortete er nach einigem

Nachdenken. „Aber in Psalm zwei heißt es über die Gottlosen: ‚Der im Himmel wohnt, lacht ihrer.‘“

„Genau dieses Lachen meine ich. Nicht das Lachen eines Belustigten, sondern eher ein grimmiges, unheilvolles Lachen. Und das vor einem Toten. Können Sie sich das vorstellen?“

Pfarrer Lettler begann die Zusammenhänge zu errahnen. „Hatten Sie einen Kuhhandel mit Gott vor? Nach dem Motto: Wenn du, lieber Gott, dies und das tust, dann will ich ...?“

Roland Seeger zündete sich unruhig eine zweite Zigarette an. „Ins Schwarze getroffen, Herr Pfarrer! Ganz genau das hatte ich beabsichtigt. Als mein Schuldbewußtsein Vater gegenüber immer drückender und beunruhigender wurde und ich ihn unbedingt noch lebend antreffen wollte, schlug ich Gott vor, ich würde ihm fortan ganz neu vertrauen, wenn ich meinen Vater noch einmal sprechen könnte. Aber die Krankenschwester führte mich in das Zimmer eines Toten.“

Der Besucher vermied es, den anderen anzublicken. „Ich hatte das Gefühl“, fuhr Roland Seeger fort, „dies sei nun Gottes Antwort auf meinen Vorschlag: ein grimmiges Lachen. Ich hatte ihn bewußt aus meinem Leben verbannt, und jetzt war es zu spät, um umzukehren. Und doch hatte er mein Gewissen geweckt. Aber wozu? Um mich zu verdammen?“

„Nein, Herr Seeger, bestimmt nicht um Sie zu verdammen. Wenn Gott zu einem Menschen spricht, will er immer seine Umkehr erreichen. Solange wir noch auf dieser Erde leben, haben wir noch eine Chance. Sagen Sie selbst: Wie hätte Gott Sie denn ansprechen sollen, wenn nicht durch ein aufgewecktes Gewissen?“

Sie hatten sich doch so erfolgreich ‚abgehärtet‘ gegen sein Reden! Wir Menschen meinen immer, Gott mit dem Verstand ergründen zu müssen, doch er spricht oft zuerst unser Gewissen an, unser Empfinden für Gut und Böse. Warum sind wir denn oft so sicher, daß es keinen Gott gibt? Lehrt uns das unser Verstand, oder ist es nicht vielmehr ein Empfinden, eine Wunschvorstellung, ein Sich-Auflehnen gegen diesen unangenehmen Gedanken?

Wie gesagt, auch ich war von Nietzsches hochfahrenden Worten fasziniert gewesen. Bis ich eines Tages dahinterkam: Es sind alles nur leere Worte, aus dem Willen geboren, nicht aus der Erkenntnis.

Die Bibel lehrt, daß der Mensch seit dem Sündenfall Gott feindlich gesinnt ist, deshalb leugnet er ihn auch so hartnäckig. Der Mensch, der Gott nicht wahrhaben will, erhebt sich gewissermaßen selbst zum Gott. Doch tief im Inneren spürt er, daß er sich dadurch selbst den Lebensnerv durchtrennt. Ist Ihnen bekannt, Herr Seeger, was der selbstherrliche Friedrich Nietzsche, kurz bevor er wahnsinnig wurde, einem seiner Freunde gegenüber noch äußerte?“

Der Pfarrer erhob sich, suchte ein Buch heraus und blätterte.

„Hier, in seinem Briefwechsel mit dem liberalen Theologen Franz Overbeck, geschrieben am 2. Juli 1885: ‚Mir steht mein Leben jetzt in dem einen Wunsche, daß es mit allen Dingen anders stehen möge, als ich sie begreife, und daß mir jemand meine *Wahrheit* ungläubwürdig mache.‘ Aber Nietzsche blieb hart, und wie Sie selbst wissen – am Ende stand der Wahnsinn.

Ich wiederhole es nochmals, Herr Seeger, wie hätte Gott Sie denn ansprechen sollen, wenn nicht

durch Ihr Gewissen? Und glauben Sie, er macht sich die Mühe, zu Ihnen zu sprechen, wenn er Sie doch nur verdammen will?"

Über Roland Seegers Gesicht glitt ein leiser Hoffnungsschimmer: „Aber, wenn das wahr ist, was Sie sagen, wenn Gott mich wirklich sucht, wieso hat er dann meine Bitte nicht erhört?"

„Damit Sie die Sache schnell noch im letzten Moment am Sterbebett in Ordnung bringen können, um sie dann rasch und erfolgreich wieder zu vergessen, zu verdrängen mit dem Gedanken: ‚Ist doch noch alles gutgegangen. Vater hat mir verziehen. Alles in Butter?‘

Nein, Herr Seeger, Gott kann es uns und auch sich selbst nicht so einfach machen. Er ist gerecht und heilig. Auch eine Entschuldigung am Sterbebett, und mag sie noch so ernst gemeint sein, kann Schuld nicht einfach aus der Welt schaffen.

Sünde ist etwas Schreckliches, selbst wenn wir uns prächtig an sie gewöhnt haben. Ihre Schuld, Herr Seeger, lastet in der Tat schwer auf Ihnen. Und davon hätte Sie auch eine letzte, am Totenbett vorgebrachte Entschuldigung nicht reinwaschen können. Das vermag allein das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes. Jesus mußte sterben, weil Gott die Schuld tatsächlich bitterernst nimmt.

Aber eins dürfen Sie wissen: Wenn Sie mit Ihrer Schuld zu Jesus kommen, vergibt er Ihnen. Er starb auch für Sie, für Sie ganz persönlich. Und sehen Sie, genau deshalb, weil er Sie an diesem Punkt haben wollte, wo Sie nichts Eigenes mehr vorzuweisen haben, konnte er Ihren Wunsch nicht erfüllen, konnte er Ihnen diese Seelenqualen nicht ersparen.

Jesus allein kann den tiefen Schaden in Ihrem

Leben wieder gutmachen. Das allein ist Evangelium, alles andere ist frommer Selbstbetrug. Sonst habe ich Ihnen nichts anzubieten. Die Frage ist nur, ob Sie es annehmen wollen.“

„Ob ich will?“ brach es aus Roland Seeger hervor. „Sagen Sie mir nur, wie – wie ich es machen soll!“

Dampf dröhnten sechs Schläge von der nahen Kirche herüber. Vor dem Fenster lagerte die Dunkelheit, und das Licht warf ein breites Quadrat in den Pfarrgarten. Auf die Frage des Besuchers stand zunächst das Schweigen zwischen ihnen; dann endlich entgegnete der Seelsorger: „Ich will Ihnen mit einem Bibelvers antworten. Viele Menschen haben zwar etwas gegen Bibelverse, und doch liegt in ihnen das ganze Geheimnis des Lebens verborgen. Dieses Wort steht im 1. Johannesbrief. ‚Wenn wir unsere Sünden bekennen, ist er treu und gerecht, so daß er uns die Sünden vergibt und reinigt uns von aller Ungerechtigkeit.‘

Wollen Sie diesen Schritt tun, wollen Sie Ihr bankrotttes Leben an Jesus ausliefern, Herr Seeger?“

Kapitel 16

Wie in einer riesigen Hängematte, verankert und eingefaßt in einer grandiosen Bergwelt, lag der Höhenort Adelboden in der hellen Mittagssonne. Auf der Hauptgeschäftsstraße wimmelte es von Menschen. Von ihrem harten Leben gezeichnete Einheimische, braungebrannte Bergfans und zum Teil noch recht bleiche Urlauber erfreuten sich an diesem strahlenden Nachmittag in bester Stimmung an dem fröhlichen Treiben.

Mitten in diesem farbenfrohen Gewimmel vier übergläckliche Menschen: Roland Seeger und seine Frau Karin, seine Mutter und in einem blinkenden Rollstuhl der siebenjährige Hannes. Seit Mitte Mai waren Karin Meißner und Roland Seeger miteinander verheiratet. Für den frischgebackenen Ehemann hatte es nur ein Urlaubsziel gegeben: Adelboden. Der Mann schob den Rollstuhl vor sich her und lauschte dem munteren Erzählen seines aufgeweckten Jungen. Manch ein Tourist drehte sich mit Beschämung um nach diesem fröhlichen Kind. Was für eine Lebensfreude strahlte doch aus diesen blauen Augen!

Roland Seeger hatte seine Mutter gefragt, ob sie mit ihnen den Urlaub verbringen wolle. Es würde ihr sicher guttun. Nach einigem Zögern hatte sie schließlich eingewilligt: „Also gut, damit der Kleine einen Spielgefährten hat, wenn ihr mal allein sein wollt.“

Sie bogen von der Hauptstraße ab. Roland Seeger schob den Rollstuhl zwischen prächtigen alten Berner Häusern einen schmalen Weg hinauf. Karin und er hatten vor, mit der Sesselbahn auf den „Schwandfeldspitz“ zu fahren. Seine Mutter und

der Kleine wollten solange spazierengehen. Hannes jauchzte vor Übermut als er die ersten Sessellifte zwischen den Bäumen auftauchen und sacht über die Dächer der Chalets auf die Talstation zuschweben sah.

„Da möchte ich aber nicht mitfahren, Mami. Da würde mir bestimmt nur schwindlig. Haltet euch bloß gut fest!“

„Wird gemacht, mein Junge!“ Roland Seeger blickte voller Stolz auf die beiden. Daß sie nun eine richtige Familie waren, kam ihm noch immer vor wie ein Traum.

Als er damals zusammen mit dem Pfarrer gebetet und sein Leben vorbehaltlos an Jesus ausgeliefert hatte, war etwas völlig Neues in sein Leben gekommen: Ein nie gekannter Friede und eine Gewißheit, daß Gott lebte und ihm tatsächlich vergeben hatte. Genau wie das Wort im 2. Korintherbrief verhieß: „Ist jemand in Christus, so ist er eine neue Schöpfung; das Alte ist vergangen, siehe, ein Neues ist geworden.“

Nachdem er mit Gott im reinen war, blieb noch die Versöhnung mit seiner Mutter – wahrhaft kein leichtes Unterfangen. Zunächst hatte sie nur geweint und ihm immer wieder vorgeworfen, daß sie es nicht begreifen könne, wie kalt er dem sterbenden Vater die Versöhnung verweigert hatte.

Mit einer gewissen Zwiespältigkeit und einem gehörigen Schuß Selbstbeherrschung hatte er ihre schweren Vorwürfe zu schlucken versucht. Er flehte im stillen zu Gott, er möge ihn davor bewahren, mit gleicher Münze zurückzuzahlen. Das demütige Eingeständnis seiner Schuld fiel dem einst so stolzen,

harten Mann nicht leicht. Zuviel hatte sich in den langen Jahren zwischen ihn und die Seinen gestellt.

Außerdem hatte er einige Mühe zu begreifen, wie seine Mutter die jahrelange Tyrannei ihres Mannes mit solch einer Liebe und Geduld hatte ertragen können. Bei dieser Frau hatte nicht die Zeit, sondern offensichtlich die Vergebung die Wunden geheilt, die ihr Partner ihr zugefügt hatte. Von dieser Kraft der Liebe hatte Roland Seeger früher nie etwas geahnt, ja er hatte es immer für Schwäche gehalten.

Nachdem seine Mutter sich schließlich wieder etwas gefaßt hatte, war es ihm gelungen, ihr zu erzählen, wie ihn sein Gewissen nach der bösen Auseinandersetzung mit Uschi und seinem Schwager einfach nicht mehr habe zur Ruhe kommen lassen und wie er sich dann entschlossen habe, den Vater doch noch zu besuchen.

Aufmerksam hatte sie ihm zugehört, besonders als er sein Ringen mit Gott während der langen Fahrt schilderte und seine Erschütterung beim Anblick des Toten. Zuletzt hatte er ihre Hände ergriffen und sie angefleht: „Mutter, vergib mir! Bei Vater war es zu spät, aber du kannst es, wenn du willst.“

Lange herrschte Schweigen im Zimmer. Endlich hatte er den Druck ihrer Hände gespürt. Seufzend, mit Mühe nur, hatte sie es hervorgebracht: „So schwer, Roland, ist mir noch nie etwas gefallen, aber ich will es versuchen. Ja, ich will dir vergeben.“

„Danke, Mutter!“ In seinen Augen standen Tränen.

Dann, nach einer Weile, noch unsicher bei dem Versuch, die jahrelange Entfremdung zu überwinden, hatte sie ihm mehr erzählt. Wie Vater bei ihrem letzten Krankenhausbesuch nach Roland gefragt hatte.

Einer seiner letzten Sätze war gewesen: „Ich vergebe Roland; bitte, sag ihm, er solle auch mir vergeben, und sag ihm auch, daß ich mir nur eines wünsche, nämlich daß auch er eines Tages zu Jesus findet.“

Nachdem Roland noch kurz bei Uschi und seinem Schwager vorbeigefahren war, um auch sie um Verzeihung zu bitten, war er innerlich erleichtert und befreit noch am selben Abend nach Hannover zurückgekehrt. In seiner Wohnung war er eine ganze Zeitlang vor der breiten Bücherwand stehen geblieben. Langsam ließ er seinem Blick über die zahllosen Buchrücken wandern.

Da standen sie, all die großen Denker und Philosophen. Jahrzehntelang war er in ihren Spuren gewandelt. Was hatte es ihm eigentlich eingebracht? Seltsam, daß ihm früher nie aufgefallen war, wie hohl und blutleer sich alles menschliche Philosophieren und Spekulieren im Grunde doch anließ. Nein, dieser verderbliche Zauber menschlicher Überheblichkeit schien unwiderruflich gebrochen. Keines seiner Lieblingswerke verlockte ihn heute, danach zu greifen.

Er dachte an die Bibel, die er seit jenem Besuch bei Karin auf dem Nachttisch liegen hatte. Vierzig Jahre Vorurteile lasteten auf diesem Buch. Wurde es nicht höchste Zeit, diesen Berg langsam aber sicher abzutragen? Wirklich, er brauchte keine Angst zu haben, daß ihm der „geistige Brennstoff“ ausgehen würde durch seine Hinwendung zu Gott.

Am Nachmittag des 24. Dezember war er schließlich zu Karin gefahren, beladen mit einem umfangreichen Geschenkpaket für den kleinen Hannes. Karin hatte ihn für den ersten Weihnachtsfeiertag

zum Gottesdienst und anschließend zum Mittagessen eingeladen. Zum ersten Mal hatte er die altvertraute Weihnachtsgeschichte wirklich verstanden, quasi mit ganz neuen Ohren gehört. Ungeahnt viel Neues gab es für ihn zu entdecken und zu erleben seit seiner Umkehr.

Karin Meißner war erstaunt über seine Verwandlung, manchmal sogar ein wenig verwirrt. War dies wirklich der einst so zynische und kalte Roland Seeger, den sie in solch unguter Erinnerung hatte?

Nur ganz selten spürte sie noch, wie seine alte harte Natur in ihm aufflammte, etwa wenn er über andere Menschen sprach. Sie hatten sich immer häufiger getroffen, besonders als der Frühling zu langen Waldspaziergängen einlud. Stets neu war sie von der Liebe und Fürsorge überwältigt, die Roland für ihren Hannes entwickelte. Die beiden verstanden sich prächtig! Kein Weg war zu steil für den Rollstuhl, kein Hindernis unüberwindlich.

Behutsam, fast ängstlich waren Roland und Karin sich nähergekommen. War es wirklich möglich, daß sie noch einmal ganz neu anfangen konnten, zwei gebrannte Kinder, befrachtet mit so viel schweren Erinnerungen?

Eines Abends, nach einem langen, herrlichen Sonntagsausflug, war er – entgegen seiner Gewohnheit noch mit zu ihr hinaufgegangen. Gemeinsam hatten sie den übermüdeten Hannes zu Bett gebracht und sich noch ein Weilchen in die alte, schäbige Küche gesetzt. Dort, in dieser prosaischen Umgebung, hatte er ihr schließlich die Frage gestellt, auf die Karin acht Jahre vorher so brennend gewartet hatte ...

Die alte Frau Seeger konnte es kaum fassen, als

ihr im Mai die Hochzeitsanzeige ins Haus flatterte. Es war wirklich eine schöne Hochzeit geworden. Und was lag näher, als Pfarrer Lettler um die Traupredigt zu bitten!?

Zweieinhalb Monate waren inzwischen vergangen. Nie hätte Roland Seeger sich früher träumen lassen, daß er einmal so glücklich und offen für andere werden könnte. Nur ab und zu, in schlaflosen Stunden, stand das Bild seines toten Vaters vor ihm. Obwohl er sich dessen gewiß war, daß Jesus seine Schuld vergeben hatte, malte er sich in seiner Phantasie dennoch immer wieder aus, wie ein letztes Gespräch mit seinem Vater hätte verlaufen können. – Aus und vorbei, diese verlorene Stunde konnte ihm niemand zurückgeben!

Manchmal, wenn auch zunehmend seltener, machte ihm auch die dunkle Stimme des Versuchers wieder zu schaffen. Besonders der zynische Satz Nietzsches: „Zum Christentum wird man nicht bekehrt, man muß krank genug dazu sein“, erwies sich als ein äußerst wirksamer Pfeil des Bösen.

Doch nach und nach schwand auch diese Anfechtung, und zwar in dem Maße, wie er Gott für diese Kämpfe danken lernte: Sie führten ihn näher zu Jesus und bewahrten ihn vor der zwar so menschlichen und doch so irrigen Vorstellung, sein Christenleben aus eigener Kraft führen zu können. Karin und er hatten sich einem Kreis lebendiger Christen angeschlossen, wo sie das Maß von Gemeinschaft fanden, das nötig ist, um nicht in ein unverbindliches, laues „Privatchristentum“ abzusinken.

Sein kleiner Sohn riß ihn aus seinen grübelnden Gedanken. „Wenn ihr einen Adler seht, dann mußst

du mir das hinterher aber bestimmt erzählen, Papa.“

Der Mann sah seinen Jungen an. „Meinst du, daß es da oben noch Adler gibt?“

„Na klar“, nickte der Junge entschieden, „das hat mir doch Omi aus dem Vogelbuch vorgelesen, daß man im Berner Oberland manchmal noch Adler beobachten kann.“

„Da bin ich aber gespannt“, freute sich der Vater, „so einen Adler zu sehen, das wär schon mal ein Erlebnis.“

Als Karin und er wenige Minuten später mit dem Sessellift nach oben schwebten, schloß Roland Seeger träumerisch die Augen.

„He, du verschläfst ja das Schönste“, lachte seine Frau ihn an.

„Kneif mich mal, Karin, mir ist zumute wie einem Träumenden.“

Er öffnete die Augen. Der Lift glitt über die Dächer der Chalets und surrte an mächtigen Tannen vorbei. Aus dem saftigen Grün der Wiesen leuchteten gelbe, rote, blaue und rosa Punkte in einer verwirrenden Vielfalt herauf.

Die Wand des Wildstrubels hing wie ein schräger Block, schimmernd im bläulichen Dunst über der weiten Mulde der Engstligenalp. Zwischendrin das silberne Band des rauschenden Wasserfalls. Der Kern von Adelboden schrumpfte weit unter ihnen auf Spielzeugformat zusammen.

„Ich möchte am liebsten laut herausjubeln vor Freude, aber da unten die Leute“, er zeigte hinunter auf ein paar Wanderer, „denken dann bestimmt: ‚Dem hat die Sonne geschadet.‘ Also laß ich’s lieber.“

Am Abend standen sie beide vor dem Bett ihres friedlich schlafenden Jungen. Sie betrachteten seine entspannten Züge, das hübsche braune Kindergesicht, und Karin Seeger lehnte den Kopf sanft an die Schulter ihres Mannes.

Er legte seinen Arm um sie: „Karin, obwohl ich weiß, daß Jesus mir vergeben hat, schäme ich mich trotzdem fast täglich über meine Vergangenheit. Sie klagt mich zwar nicht mehr an, aber sie läßt mich traurig werden. Ich kann nicht mehr verstehen, wie ich es fertigbrachte, über alles Schwache und Hilfsbedürftige zu spotten. ‚Was schwach ist, soll man stoßen.‘ Welch eine Unmenschlichkeit liegt in diesem Nietzsche-Wort!“

„Ja“, bekräftigte Karin, „das stimmt. Aber du darfst dich jetzt dafür umso mehr an das Evangelium halten. Wie unvergleichlich groß und wie ganz anders ist doch sein Thema: Was schwach ist, das soll man stützen, bewahren und lieben.“

Leise zogen sie sich aus dem Zimmer des Kleinen zurück. Gemeinsam lasen sie noch in dem Andachtsbuch, das Pfarrer Lettler ihnen zur Hochzeit geschenkt hatte.

Karin las vor: „... und hat mir ein neues Lied in meinen Mund gegeben, zu loben unsern Gott.‘ Warum ist dieses neue Lied auch unter den Glaubenden weithin verstummt? Weil wir als Glaubende zu schnell vergessen, aus welcher grausamer Grube wir kommen. Das neue Lied muß im Verhältnis zu dieser grausamen Grube stehen, sonst klingt es abgestanden, wird zum Lippenbekenntnis.“

„Wie recht dieser Mann hat“, knüpfte Roland Seeger nachdenklich an. „Es ist wirklich gut, sich

immer wieder daran zu erinnern, woher man kommt und zu welchem Ziel man unterwegs ist.“

Gemeinsam traten sie ans geöffnete Fenster. Ein würziger Duft von frisch gemähtem Gras wehte herein. Über den Bergen stand der helle Mond und verwandelte den fernen Wasserfall in ein silbernes, wie erstarrt wirkendes Band. Nur das ferne Rauschen des Wassers drang an ihr Ohr. Lange blickten sie schweigend in die Nacht hinaus, über die beinahe unwirklich leuchtenden Silhouetten der fernen Gipfel.

„Woran denkst du jetzt, Roland?“

„Ich staune über diese majestätische Bergwelt, aber noch mehr über das Wunder der Vergebung.“

Die junge Frau sah ihn mit großen Augen ernst an. „Und was für verschlungene, rätselhafte Wege muß der Mensch oft gehen, bis er begreift, daß Gott seine weggelaufenen Kinder im tiefsten Sinn des Wortes heimsuchen will.“

CLV

Runa

Obwohl er gestorben ist...**Hardcover**

240 Seiten

DM 19,80

ISBN 3-89397-354-0

Sven Rise, Hauslehrer auf dem Gut Elghyttan, stirbt als junger Mann. Sein Tod bleibt nicht ohne Auswirkungen auf die Menschen, die seine tragische Krankheit und sein Sterben miterlebten. Die von ihm geliebte Tochter des Gutherrn, Elise, heiratet nach schweren inneren Kämpfen einen Mann, der ganz andere Lebensanschauungen und Charaktereigenschaften offenbart.

Doch während ihr Leben trotz mancher Schwierigkeiten immer tiefer in Gott gegründet wird, gibt ihr Mann seinen Widerstand gegen Gott erst auf, als dramatische Umstände ihn bis ins Innerste erschüttern.

Eine packende Erzählung, die nicht in erster Linie unterhalten will, sondern die Wirkung eines Gott geweihten Lebens aufzeigt.